

Gesammelte Schriften.

Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts

in einer

fortlaufenden Reihe von Bändchen

von

Emil Frommel.

VI.

Aus der Sommerfrische.

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1877.

Aus der Sommerfrische.

~~~~~  
Erzählungen

von

Emil Frommel.

— ❧ —

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1877.

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung  
in fremde Sprachen.

Seiner lieben Schwägerin

Frau Auguste Bredt,

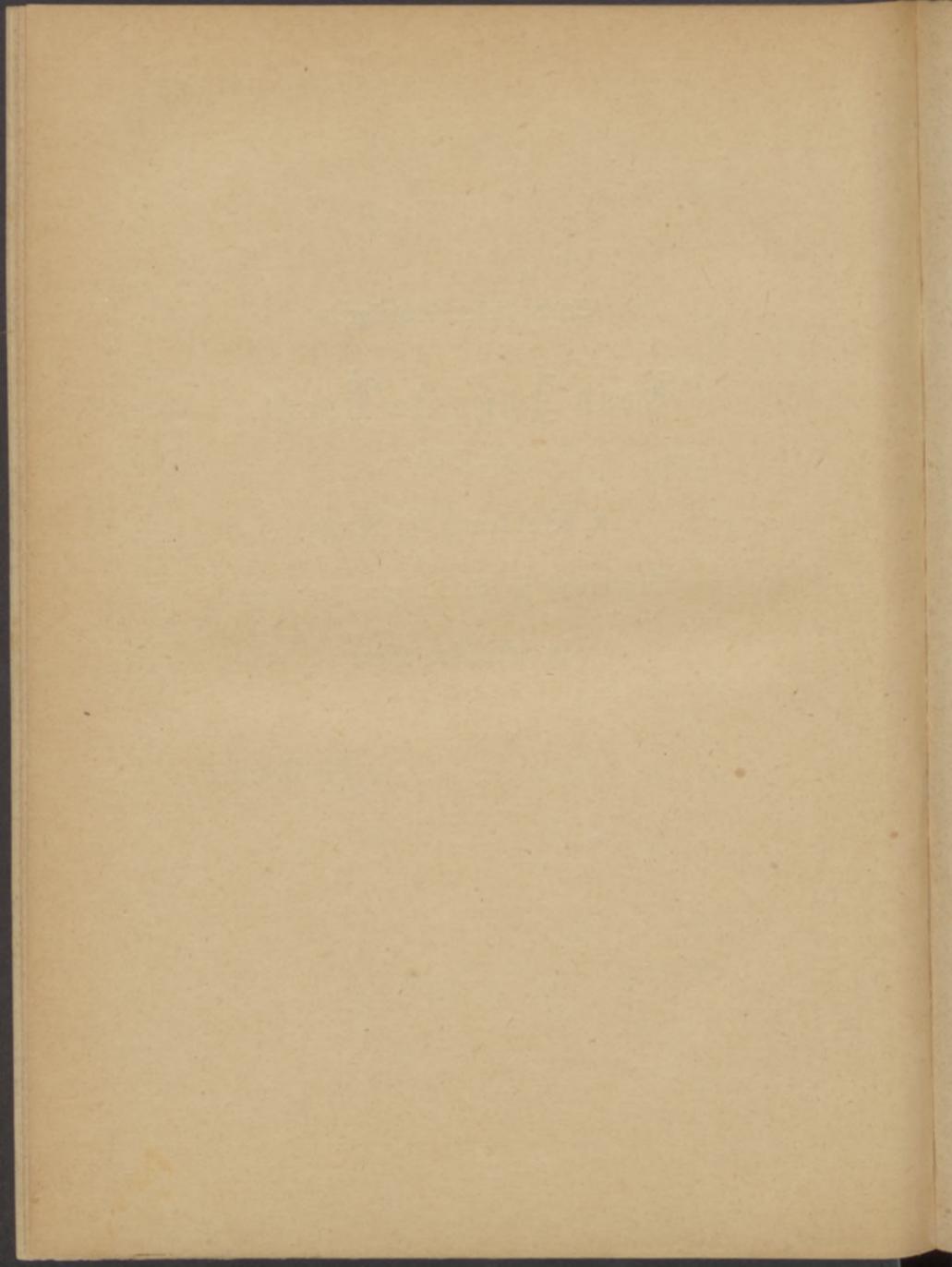
geb. Bähr

in Wetter a. d. Ruhr

zur Erinnerung an die Tage in der Heimath

in herzlicher Liebe

Der Verfasser.



## Vorwort.

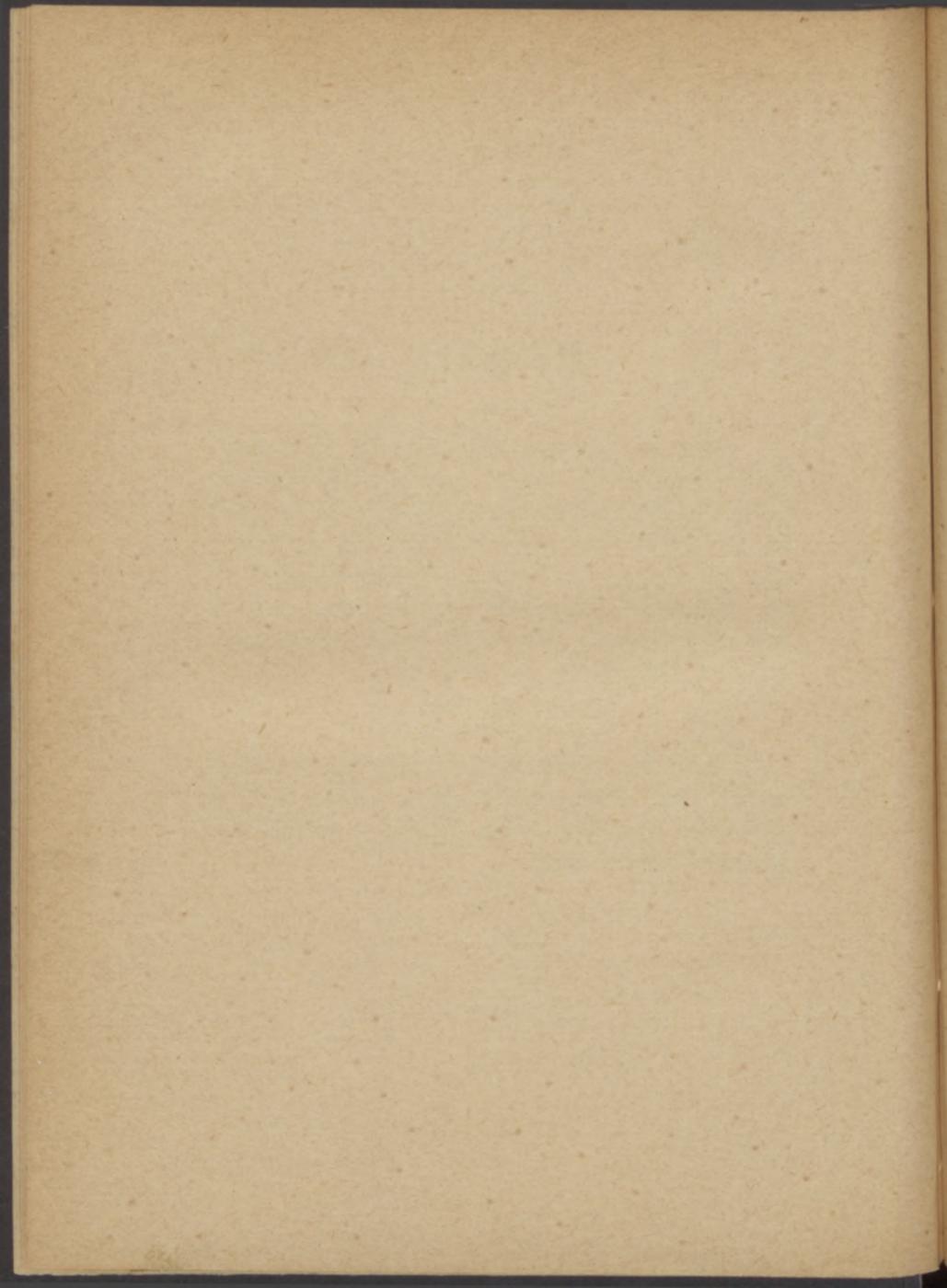
---

„Aus der Sommerfrische“ habe ich die nachfolgenden Erzählungen betitelt. In stillen Stunden, im grünen Wald sind sie entstanden. Da und dort empfing ich den Stoff mitten unter den Reisenden im Coupé, oder am Brunnen im Badeort. Ihrer etliche waren für den Kalender bestimmt, der geneigte Leser wird sie bald herausfinden. Zum Theil sind's Erinnerungen aus alter Zeit, die

Erwachen alle wieder,  
Nachts in Waldeinsamkeit.

Wenn der geneigte Leser findet, daß sie etwas athmen von frischer Bergluft und er darüber für eine Weile den Staub der Stadt vergißt — so ist's dem Verfasser Dankes genug.

---

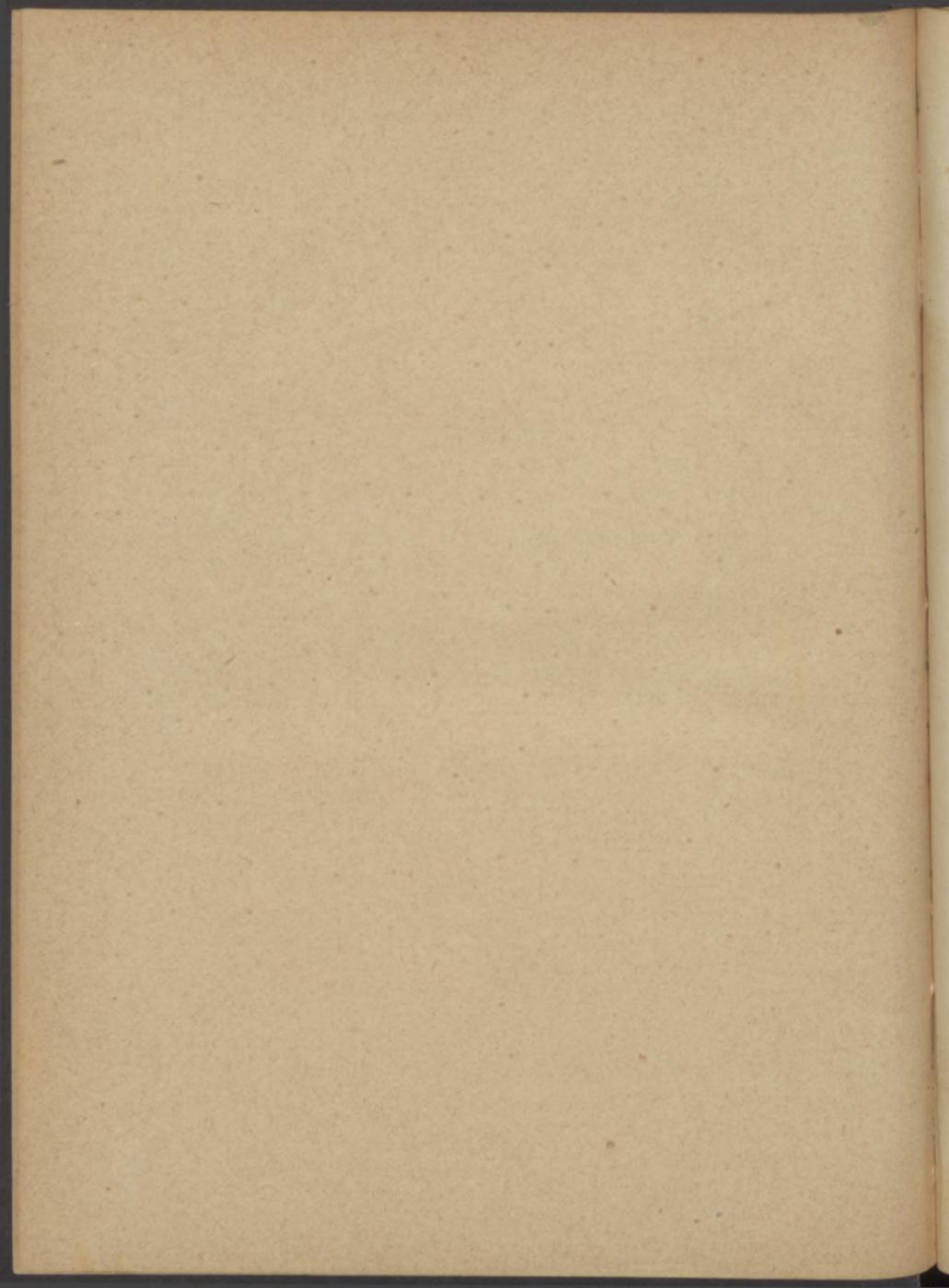


## Inhalt.

---

|                                                                                                        | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. Bunte Reisegejellen und eine Nacht im Tauernhauſe .                                                 | 1     |
| 2. Wie aus einem Juristen ein Theologe geworden . .                                                    | 45    |
| 3. Etliche Stücklein von etlichen Leuten, die ſich zu rechter<br>Zeit zu helfen gewußt haben . . . . . | 57    |
| 4. Die Bögtin aus dem Tobel . . . . .                                                                  | 74    |
| 5. Etliches vom Reiſen der Menſchenfinder . . . . .                                                    | 95    |
| 6. Ein Ständchen . . . . .                                                                             | 121   |

---



## Bunte Reisegesellen und eine Nacht im Tauernhause.

Es war in den Jahren, da Einem weder die Wissenschaft noch der Geldbeutel durch ihre Schwere drücken, als sich etliche Studentlein von Erlangen aufmachten, um die Welt zu besehen, ob sie auch wirklich so rund sei, wie der Herr Professor sagte. Es waren ihrer drei, die dies Experiment machen wollten. So verschieden sie auch sonst waren, in Einem waren sie eins: Sie waren drei wackere Musikanten. Der Eine sang einen hohen Tenor und brauchte keine Feuerleiter, um zum hohen C hinauf zu klettern; der Zweite hatte eine schöne melodische Mittelstimme, und des Basses Grundgewalt war dem Dritten verliehen. In hübschem „wassergeprüften“ Sacke verpackt, war das Notenbuch eines Jeden umgehängt, um gleich los schießen zu können. Zwei hatten einen ehrlichen Ranzen, der Dritte aber hatte von einer „Nichte“ einen „berliner Koffer“, so eine Art Reisetasche mit Blumenbouqueten verziert erhalten

und trug ihn derselben zu Ehren. Die Finanzmittel waren sehr mäßig und auf kein „Hotel du Lac“ oder dergleichen, aber wohl auf die niedere Thierwelt berechnet, auf „Bär“ und „Ochsen“, „Karpfen und Storch“ und im Nothfall auch auf Heuschaber und Tannenbäume. Aber die klingenden Stimmen, und die klingende, singende Brust waren mehr werth als die klingenden Münzen. „Hat man nichts mehr, dann sieht man auch nichts mehr, so wird rechts abgeschwenkt und umgekehrt,“ das war die Reisedeparole. So die drei.

Derweilen sie ausziehen und mit feinem Instinkt die Gassen vermeiden, in welchen es noch was zu zahlen gab, ging zu London in Regentstreet Nr. 86 ein großer hagerer Herr, dem man den Engländer auf tausend Schritt ansah, in seiner Stube auf und ab. Auf dem Tische lagen der rothe Bädeler, der auf englisch „Mourray“ heißt und Landkarten. Er hatte offenbar Reised Gedanken. Und Niemand hinderte ihn dran, weder sein Weib noch sein Geld. Denn das Erste besaß er nicht, desto mehr aber vom Zweiten. Ob ihn am Fuß das Zipperlein plagte, oder im oberen Stockwerke der Spleen, oder ob er um diese Zeit überhaupt gewohnt war, sich in London unsichtbar zu machen, das weiß der Verfasser nicht zu sagen. Aber es lag bei aller Engländerhaftigkeit in dem Gesichte des stillen Herrn etwas, was wie ein Schleier aussah, hinter dem ein anderes Bild steckt. Es giebt ja solche Leute, deren spröde, äußere Schale doch dann und wann den süßen

Kern verräth; Leute, die mehr sind als sie scheinen. — Er öffnete das Fenster und schaute hinaus auf die wogende Straße, auf der sich in der lauen Sommernacht die Leute herumtrieben, klopfte an sein Barometer und sah nach, wie viel Uhr es drauf geschlagen und klingelte zuletzt. Ein alter rothköpfiger Bediente in herrschaftlicher Livrée kam herein. „James, wir reisen morgen um 10 Uhr. Du wirst die Koffer packen und Nichts vergessen. Den Thee habe ich hier, die Maschine ist dort. Sorge für Alles, alter Junge, und für Dich selbst. Du weckst mich früh um 6,“ so befaß in weichem Tone der Herr dem Rothkopf. —

„Gehn wir weit?“ frug er den Herrn, „und auf wie lange ohngefähr?“

„Nun, James, ein paar Wochen werden uns gut thun. Wohin, das weiß ich selbst noch nicht, wir gehen einmal nach dem Continent und das Andere findet sich.“

„Immer noch der Alte,“ murmelte der Rothkopf, als er draußen war — „man weiß nie, wohin es geht.“

Des Morgens fuhren die Beiden zu London Bridgestation und sausten mit dem Zuge nach Dover.

Derweilen aber stieg im lieben deutschen Vaterlande ein Pärchen in die bekränzte Hochzeitskutsche. Sie kamen vom Hochzeitsaltar und Hochzeitsessen und hatten sich in der Stille davon gemacht. Nur die Mutter der Braut war mitgegangen und hatte dem Töchterlein das graue Reisekleid angelegt und es mit Thränen gesegnet. Es ist ja freilich nur ein Schritt aus dem

Vaterhause in die Hochzeitskutsche, aber s' ist eben nicht ein Schritt wie ein anderer. Drum schaute ihr die Mutter noch lange nach, bis der Wagen um die Waldecke bog und ihren Blicken entchwand. Die Zwei freuten sich, daß sie endlich ohne Onkel und Vafen waren und fuhren fröhlich in die Welt hinein zur Eisenbahnstation.

„Nun gehts in die weite, weite Welt hinein, liebes Kind,“ sagte der junge Mann, „da wirst Du, Sandhase, einmal Deine blauen Wunder sehen.“

„Ach bei uns ist's auch schön,“ meinte das junge Frauchen, „aber mit Dir fahre ich schon in die weite Welt hinein. S' ist mir zwar ein wenig gruselig' dabei vor den vielen Menschen, was man da reden soll.“

„Sag Du ihnen nur, daß Du mich lieb hast und es keinen bessern Mann auf der Welt giebt als mich,“ meinte bescheiden der junge Esherr, „dann hast Du gewiß nicht Dummes gesagt.“

So fuhren die zwei von dannen und wußten nicht, daß der Landgerichtsassessor Robert Verneck aus Buchau im bairischen Wald sich bereits Zahrelang auf eine Reise gefreut hatte. Endlich hatte er Urlaub erhalten. Ein stiller Mondschein lagerte sich schon über das Haupt des Mannes, wiewohl er erst in dem Anfang der Vierziger stand. Das Amtsleben aber hatte ihm das ganze bairische Wappen, den Löwen mitsammt den blauweißen Weckschnitten derart in's Gesicht gestempelt, daß kaum noch ein Spur des eigentlichen Menschen zu sehen war, der in früheren Jahren nicht so

ganz übel gewesen sein mochte. — Er hatte lange zu thun, bis er seine Siebensachen beieinander hatte. Nachgerade war er an so viele Bedürfnisse gewöhnt worden, und vorsorglich für alle Zukunft wanderte in das Känzlein, das er noch aus alten Tagen besaß, eine ganze Haushaltung nebst einer Apotheke. Utensilien, wie: Salben für frischgelaufene Blasen an den Füßen, Opodeldoc für mögliche Verletzungen, Camillenthee für Leibschneiden, Storchenfett für Entzündungen waren nicht vergessen. Eine neue graue Zoppe mit grünem Aufschlag, ein spitziger Tyrolerhut mit Gernsbart, Alles elegant hergestellt nach seiner Angabe vollendeten den Anzug. Bergschuhe, höchst unzumuthlich mit dicken Nägeln beschlagen, die die möglichen Blasen zur Sicherheit in Aussicht stellten, wurden angezogen und der Alpenstock, den er von einem Freund geerbt hatte, stand auch bereit. Als seine Lena, die niederbairische Haushälterin, hereintrat und ihren Herrn also sah, schlug sie die Hände zusammen und meinte im Stillen, ihr Herr sei wohl nicht ganz bei Trost. Denn bisher hatte sie ihn nur in seinem ehrbaren Landassessorrock und der Mütze mit der Krone und dem „L“ drunter gesehen und hatte jedesmal vor ihm einen Knix gemacht, als ob er die „Hochwürden“ des Orts wäre, jetzt aber war er ihr ganz in die Abtheilung „Mensch“ herunter gesunken.

„Nun, Lena, gefall' ich Dir nicht so?“ meinte der Landgerichtsassessor. „Ja,“ sagte sie, „jung schau'n's

schon völlig aus, aber halt e bissel verpußelt (vermummt) und kennen thut's Ihna koan Mensch hier in der Gegend."

„Das will ich ja gerade, Lena. Ich will Mensch sein, ganzer, voller Mensch und hingehen, wo mich Niemand kennt und ahnt, daß ich ein Beamter bin.“

„A Mensch will er sein,“ murmelte die Lena vor sich, „sonst hat er als gesagt, daß er a Aktienvieh sei. Dös begreif i jetzt schon.“

„Morgen geht's fort, Lena, da sind die Schlüssel und wecken thust mich auch, denn ich muß fort, eh' mich Einer von den Herren hier sieht.“

„Da habens völlig Recht,“ meinte die Lena, „denn koan Mensch thät's Ihna für unsern gnädigen Herrn halten.“ —

Des Morgens früh blies der himmelblaue Postillon hinaus in die frische Morgenluft. Der Postexpeditor schmunzelte, als er den Landgerichtsassessor so „verpußelt“ sah und wünschte „allerseits eine glückliche Reise.“ Nach fünf Stunden fuhr die graue Zoppe im Eisenbahncoupé und that „völlig fremd“ den Reisenden gegenüber.

Und abermal saßen derweilen schon im Zuge von Stuttgart her eine, trotz ihrer Dreißig noch jugendlich aussehende Dame mit drei gleichgekleideten jungen Mädchen von fünfzehn bis siebenzehn Jahren. Wer sich einigermaßen auf Menschen zu verstehn glaubte, dem schien's unaussprechlich klar: „Institutsvorsteherin nebst drei Pflgebefohlenen.“ Die Letzteren mußten wohl von denen sein,

die zur geringeren Freude der Ersteren auch die große Ferien dableiben, weil ihre Eltern selbst verreist sind. Anna, Lina und Elsa hießen die drei Mädchen, die immer lachten, wenn sie den Blick ihrer Hüterin nicht sahen. Denn Alles kam ihnen lächerlich vor. Jugendlust und Freude, Unschuld und Kindlichkeit schauten aus den Augen, sie schienen so froh, dem Schulcepter entronnen zu sein und wären, wenn man sie auf's Gewissen gefragt, am allerliebsten allein gereist. Und doch schaute die Dame nicht grämlich drein; nur dann, wenn das Lachen zu toll wurde, oder wenn Eine aus der wohlgefüllten Reisetasche einen allzugroßen Brocken hinunterwürgen wollte, sah sie mahnend auf. Wenn sie aber still einmal schlief, da zuckte es über die schönen Züge wie Sonnenschein, als dächte sie eigener, schöner Jugendtage. —

So verschieden diese sämtlichen Reisenden auszogen, keiner dachte, daß sie alle sich an Einem Orte, unter Einem Dache finden würden und doch geschah's also. Alle hatten dasselbe Ziel gewählt: das Salzkammergut. Die Einen wollten von da hinüber über die Tauern hinuntersteigen nach Kärnth'n und von da hinab nach Italien — die Andern kamen schon daher und wollten den Weg durch's Salzkammergut zurück.

Die Studenten waren im Stellwagen, der von Werfen nach Lend fährt, bereits mit der „Institutsvorsteherin“ bekannt geworden, die vorn im Coupé saß mit ihren Pfllegebefohlenen. Aber freilich nicht so, daß

sie's gewußt oder sie überhaupt gesehen hätten. Das geschah aber also: Auf der Fahrt flatterte ein blauer Schleier aus dem Coupé lustig heraus am Wagen hin, worin hinten die Studio's saßen. Da dachte der Eine: „Wer mag wohl hinter dem blauen Schleier sein?“ Er träumte sich in die Gedanken hinein und zuletzt ward der Schleier bei seiner Flatterhaftigkeit festgehalten und mittelst einer Stecknadel ihm ein beschriebener Zettel angesteckt. Der Vers war von den Dreien selbänder gemacht, und lautete: —

Blauer Schleier — blauer Himmel!  
 Blaue Augen — blauer See!  
 Mir wird wohl im Weltgetümmel,  
 Wenn ich nur was Blaues seh'!  
 Blaue Augen! meine Wahl,  
 Seid begrüßt viel tausendmal!

Er flatterte hinüber und ward angehalten. Man hörte von drüben Nichts als ein Richern und Lachen und bald darauf flatterte der Schleier wieder hinaus in die Luft. Ein neuer Zettel war angesteckt. Und darauf:

Fehl getroffen! nichts von Bläue,  
 Weder Aug' noch sonst etwas!  
 Unter'm Hut ein altes Fräulein,  
 Sagt ihr Herrn, gefiel euch das?

Wieder ward der Schleier von den Dreien gefangen, der Zettel abgenommen und bald flatterte wieder ein neuer Vers herüber.

Auch ein altes, graues Fräulein  
 Ist uns lieb und ehrenwerth —  
 Ist nur unterm blauen Schleier  
 Ihr ein junges Herz bescheert! —

Noch zweimal ging der Schleier hin und her; den Studenten ging aber nachgerade die Poesie aus und sie zogen die Liederbücher hervor und fingen an zu singen. Im ganzen Stellwagen ward's still, als die frischen Lieder so hinaus in die Luft schmetterten.

Als man in Lend ausstieg, wo sich der Weg theilt nach der Gastein durch die finstere Klamm, und nach Zell am See dem Pinschgau zu — trafen die Studenten mit ihren Correspondentinnen zusammen. Der zweite Tenor schritt auf die Vorsteherin zu und entschuldigte sich in wohlgesetzten Ausdrücken über ihre Freiheit. „Sie haben sich nicht zu entschuldigen, Sie haben uns durch Ihre Verse und Ihren Gesang die Fahrt verschönert. Hier in der herrlichen Natur ist auch dem Menschen mehr gestattet als in den dumpfen Städten,“ antwortete das Fräulein. Die drei jungen Mägdlein kicherten sich wieder an, als sie die flotten Poeten sahen und gaben verlegen Antwort auf ihre Fragen. Nach einer Stunde trennte man sich. Die Studenten zogen dem Pinschgau zu, das Fräulein mit ihrem Anhang hinauf nach Gastein. Man wünschte sich allerseits wieder eine glückliche Reise. Die Studenten sangen am Postwagen noch Eins von den blauen Au-

gen, die blauen Schleier nickten dankend und fuhren hinauf den steilen Weg. —

Auf dem Pasterzengletscher, der sich hinter dem Fuschertal hinauf dehnte, schritt eine hagere Gestalt in verwittertem Lodenkittel, grünen, hohen Strümpfen und spitzem Hut einem etwas behäbigen Herrn voran, der öfters stehen blieb und sich den Schweiß von der Stirn wischte. So sicher der Alte trotz des schweren Ranzens, des dicken Plaid einherstieg, immer schweigend und ruhig voran, so keuchend kam der Zweite hinterher. Das Alpensteigen schien ihm ein ungewohntes Geschäft und Vergnügen zu sein und er machte ein so verzweifeltes Gesicht, als wollte er zu sich selber sagen: „Das war wieder einmal ein mordsdummer Streich von Dir, daß Du Dich da hinauf hast locken lassen, hättest auch die Gegend von unten ansehen können.“ Aber jetzt war nichts mehr zu machen, zurück war der Weg noch mühsamer als hinauf, darum vorwärts über den Schnee und die Eisschrunten.

„Geben's fein Obacht, daß nit fall'n und nit z' lang stehen bleiben! Dös thut koan gut,“ mahnte der Alte.

„Ja, Ihr habt gut reden,“ keuchte der Hintermann heraus, „Ihr seid die Sach' gewohnt, aber unser eins, was alleweil in der Stuben sitzt, brächt's halt nit fertig.“

Der geneigte Leser merkt, wen er vor sich hat. Oder ist's nicht unser Landgerichtsassessor, der so keucht und spricht? Hundertmal hat er schon den Pasterzengletscher

und alle andern Gletscher verwünscht und an seine Lena gedacht, die's jetzt so gut habe, weil ihr Herr fort sei, und er hatte sich doch so auf die Sommerfrische gefreut und sich einmal recht „auslaufen“ wollen. Jetzt that ihm jeder Knochen weh, die warme Perrücke unter dem spitzen Tyrolerhut that ihm auch manchen Streich und verrückte sich so, daß der Scheitel bald hoch in die Mitte kam — und im Gasthause steckten die Leute die Köpfe zusammen und merkten gleich, daß er kein Tyroler war. „Dös sag' ich Euch,“ rief einmal halb laut ein Tyroler Student, der sich auf Menschenkenntniß etwas einbildete: „Dös is gar nichts anders als a baierischer Landgerichtsassessor oder so was.“ Unser Freund war verstummt, er fühlte sich überall erkannt wo er hinkam und suchte deshalb immer einsamere Orte und Stege auf. So gerieth er denn auch auf den obbemeldeten Gletscher auf Anrathen des Führers. Eins tröstete ihn: eine Raft im Tauernhause, die ihm in baldige Aussicht gestellt wurde. Sie sollte ihm eher als er dachte zu Theil werden. Der alte Führer stand nämlich plötzlich still, schaute nach allen Seiten hin und witterte wie ein Gemshock in die Luft hinaus. Er beobachtete genau den Zug der Wolken, den Schnee unter den Füßen und die einzelnen Bergspitzen. Der Landgerichtsassessor spitzte auch die Ohren so hoch wie sein spitzen Tyrolerhut, aber er merkte trotz allen Spitzens nichts. Endlich brach der Alte das Schweigen und sagte: „Gnädiger Herr! Können's Ihnen nit a bissel anstrengen?“

Es ist a so a Schneetreiben im Anzug und gut wär's schon, wenn wir unterkimmet!" Das fuhr dem Assessor in die Glieder, denn er hatte in Geschichten Schauriges vom Schneetreiben gelesen. „S' ist doch nicht gefährlich?“ sagte er halbblaut.

„Ha, g'fährlich is rechtschaffen schon, wenn wir noch auf'm Eis sind. Aber so schnell kommt's grad nit.“

Der Assessor vergaß seine Blasen und seine vom eingedrungenen Schnee nassen Füße und trieb zur Eile. Der Alte verbiß sich's Lachen über seinen Trabanten. Sie stiegen rüstig zu. Ringsumher ward's immer finsterner, die Bergspitzen gingen in leichtes Grau über und dem Assessor jagten schon einzelne spitze, eisharte Körner in's Gesicht. „Das ist der Anfang vom Schneetreiben,“ sagte er vor sich hin und vor seinem Geiste stand die behagliche Amtsstube in Berneck, wo im Winter der Buchloß knallte und der Amtsdienner frug: „S' wird dem Herrn Assessor doch nicht zu kalt sein?“ Nach stundenlangem Marsche, auf welchem jeder so seine Gedanken hatte, während der Schnee immer dichter fiel, zeigte sich in der Ferne ein Haus.

„Dös is das Tauernhaus, gnädiger Herr, do können's Ihna ausruhen.“

„Wie weit ist's noch bis hin,“ frug der Assessor.

„Ha, so a zwanzig Büchschuß' werden's völlig sein,“ meinte der Alte. Der Assessor wußte jetzt gerade so viel wie vorher. Denn er hatte mit Büchschüssen nur bei Gelegenheit von Forstrevellen zu thun

und wußte über die Tragweite des Geschosses keinen weitem Bescheid.

Endlich erreichten sie im dicksten Gestöber das Haus. Der Alte schob den Riegel zurück an der Thür, schüttelte den Schnee vom Lodenrock und vom Mantel, den er abwarf und schritt mit seinem Herrn der Thür zu. Als sie öffneten, drang ihnen ein warmer Duft entgegen, der dem Assessor die Hitze in die vom Schneetreiben gehörig verarbeiteten Wangen jagte.

Eine bunte Gesellschaft saß schon an den Tischen und wandte sich neugierig nach dem Ankömmling um, der sofort auch vom Kopf bis zur Fußsohle gemustert ward. Der Assessor grüßte verlegen zuerst nach den Damen, hinüber, deren vier auf einem Klümplein bei einander saßen, eine Aeltere und drei Jüngere. Neben ihnen saß ein junges Paar. Alle hatten sich's bequem gemacht. Um den großen Ofen hingen die nassen Kleider und dampften aus und zwölf Schuhe standen unten und warteten auf's Trocknen. Es ist so was Eigenes, wenn Leute sich's schon heimisch gemacht in einem Gasthause, als ob sie da zu Hause wären und dann einem Wildfremden, der noch dazu kommt, zuzuschauen, bis dieser sich auch langsam häuslich niederläßt. Die Ersteren haben das Gefühl der Sicherheit und schauen von ihrem festen Sitze herunter auf den, der sich noch erst seine Unterkunft gründen muß. Der Assessor suchte sich die Ecke aus, dicht unter dem großgeschnitzten Crucifix, das aus den verdorrten Palmsonn-

tags-Birkenzweigen hervor schaute, in die sich die Fliegen als in ihr Nachtquartier verzogen, und bestellte sich einen rothen Tyroler. Lang saß er nicht allein, denn draußen hörte man Stimmen und drei junge Leute traten dicht beschneit herein. Die drei jungen Damen schauten auf und steckten die Köpfe zusammen und kicherten, als sie sie herein kommen sahen. „Da sind sie wieder,“ sagte die kluge Elsa, „ganz gewiß sie sind's.“ Ja sie waren's, die Studenten vom Werfener Stellwagen her, die auch ihrerseits sich sofort ehrerbietigst dem ältern Fräulein vorstellten.

„Was tausend, bei diesem Wetter kommen Sie herauf meine Damen,“ sagte der erste Tenor. „Wir wären fast verunglückt, das ist Ihnen ein schauerhaftes Wetter, da sollte man keinen Hund, geschweige denn eine Dame herausjagen.“

„Hatten Sie keinen Führer,“ frug die Dame, über die letzte Artigkeit etwas lächelnd.

„Führer? jamais! Wir gehören zum Verein der Selbsthülfe auf Ideen und andere Associationen. „Als der Nase nach,“ hatte der letzte Senne gesagt, „da könnens nit fehlen.“ Und da sind wir endlich mit unsern verfrorenen Nasen hier aufgestoßen, als wir das Licht flimmern sahen, denn von Nasen war rein nichts mehr zu sehen, so roth sie auch funkelten.“

Die Drei standen immer noch, der Assessor wunderte sich und gedachte der edeln Zeit, wo auch er sich einst die Freiheit genommen, ohne Weiteres mit

wildfremden Mägdelein anzubinden. Das Bärchen aber begriff bald den Zusammenhang der Sache und freute sich des Wiedersehens der Fremden. Denn in aller Eile hatten die geschwägigen drei Elstern von ihrer Begegnung und den Gedichten den jungen Eheleuten erzählt.

Dem dicken Tauernwirth dauerte die Sache etwas zu lange mit der Vorstellung und er frug drum die drei: „Schaffens auch einen rothen Tyroler“ —?

„Ja freilich, theurer Onkel,“ rief der Baß, „rothen und weißen und grauen, wie's kommt, nur was Nasses bei dem nassen Wetter.“

Der Assessor lachte wieder in seiner Ecke und rückte etwas näher her. So war er ja auch einst in die Herberge gefallen und hatte gefragt: „Herr Wirth! was kostet das Mondsviertel in Essig und Del, ich zahl's.“ Die drei setzten sich zu ihm, er stellte sich vor und bald waren sie im tiefsten Gespräch. Der Assessor war froh, daß eine goldene Brücke von ihm zu den Damen hinüber geschlagen war, denn er fühlte sich längst zu irgend einer passenden Rede verpflichtet, und hatte nur nicht gewußt, wie sie anbringen. Jetzt wurde auch er durch die Studenten vorgestellt und der Tisch rückte zusammen. Man erzählte sich woher man kam. Das Bärchen, das wir von früher kennen und in die Hochzeitskutsche geleitet haben, kam von Italien herauf; die Damen von Gastein kamen ebenfalls daher,

die Studios hatten sich im Hirschgau herumgetrieben und kamen den Weg des Affessors.

„Ich muß mir nur einmal die Wirthschaft hier ansehen, ihr Leute,“ sagte der zweite Tenor, „denn das ist immer das Erste“ und fort war er. Nach einer starken Viertelstunde kam er von seiner Entdeckungsreise wieder.

„Nun, wie schaut's aus,“ riefen die zwei Anderen.

„Wie's ausschaut? Gar nicht ausschauen thut's.

Draußen heult's und jagt's und wenn's so fort macht, so sind wir morgen alle hier eingeschneit, daß an ein Fortkommen nicht zu denken ist. Das ist das Erste. Zum Andern: mit dem Schlafen ist's alle für diese Nacht. Der bessere und schönere Theil der menschlichen Gesellschaft, diese Damen hier, werden auf Stroh schlafen. Für Männerseelen aber ist kein Raum in dieser Hütte. Das einzige Bett hat ein natureller Engländer inne und zu seinen Füßen wird sein Sancho Panza schlafen, ein Rothkopf, sage ich Euch, so brennend, daß man die Pfeife an ihm anzünden kann. Der Engländer kocht sich eben seinen Thee auf höchstreiguer Maschine und der Rothkopf hilft ihm. Er frug mich, da die Thüre offen stand, etwas auf englisch und ich sagte ihm mein einziges englisches Wort, aber fein: „Yes“ sage ich und damit war's gut. Aber das Beste habt Ihr nicht gesehen: Da hinten sitzt Euch in einem Mordsqualm eine Stube voll biedrer Leute bei einander, Alte und Junge, Kerls wie die Gemsböcke und wie die alten

Tannen mit weißem Flechtenmoos behaftet und dazwischen am Spinnrocken ein Mägdlein mit treuherzigen Augen. Die erzählen sich Geschichten, aber zu verstehen ist kein Wort. Aber in der Küche da prasselt's, da giebt's Kaiserjohann und Krapsen. Zu essen giebt's genug, das ist immer anerkennenswerth. Wir bleiben hier unten und richten uns häuslich ein für diese Nacht. So, nun wißt Ihr des Weitern Bescheid und die Verhandlung kann beginnen. Herr Assessor — comment trouvez — vous cela, sagt der Franzose und der Deutsche fragt: Um Vergebung, was ist Ihre geneigte Ansicht hierüber?“

Der zweite Tenor sprach das Alles in einem Athemzug und so drollig, daß Alle lachten. Der Assessor war verblüfft. Er hatte sich im Stillen schon auf sein Zimmer gefreut, um dort allerhand Operationen vorzunehmen, mit denen sein Kanzen in genauer Verbindung stand. Denn seine Füße brannten ihm wie Feuer und auf dem Haupte war die Ael ihm auch „schmierlich,“ denn dann kam's ja an's Tageslicht, daß sein Schädel mehr einem Exerzierplatz als einem dichten Haarwald gleiche. Bald dampften die Schüsseln auf dem Tische, denn Alle hatten sich zu einem einzigen vereint, und der Assessor saß mitten unter den jungen Mädchen, zu seiner Rechten das ältere Fräulein. Die Studenten theilten sich mit dem jungen Eheherrn in die anderen. Das Gespräch war lebendig, jeder wußte von Abentheuern, von Gemsjägern und Sennerinnen

zu erzählen und mit am aufgeräumtesten war der Assessor.

Nach dem Imbiß baten die Damen, es möchten doch die Studenten wieder ein Lied singen, wie damals im Stellwagen. Schnell waren sie bei der Hand und fröhlich klangen die Terzette durch den warmen Raum. Unvermerkt hatte sich die Thüre aufgethan und aus der hintern Stube waren die Insassen hergewandert als sie vorne singen hörten. Der alte Führer des Assessors vorn dran, und zwischen drin die flachsköpfige Spinnerin.

„Dös sollt mi doch rechtschaffen Wunder nehma, wenn mein Herr singen könnt'. Der gibt sonst koan Laut von sich“ — und wirklich er sang zu seinem eigenen und des Führers Erstaunen. Er hatte ja eine herrliche Baritonstimme, aber seit Jahren kein Lied mehr gesungen, wie er behauptete. Mit einem Male war Harfe und Sang verstummt bei ihm. Aber hier bei den fröhlichen Stimmen gingen Herz und Lippen auf. Zur Vorsorge hatten die Studios noch eine vierte Stimme mit, wenn je einmal sich noch ein Musikant unterwegs zum Quartett trafe. Es waren ja alte, liebe Lieder, die sie sangen, die er einst auch in bessern Tagen bei Ständchen und Morgengrüßen gesungen. Fröhlich klang das alte Quartett:

„Mir ist auf der Welt nichts lieber  
Als das Stübchen wo ich bin,  
Denn da wohnt mir gegenüber  
Eine schöne Nachbarin!“

„Herr Assessor, die werthe Nachbarin soll leben!“ rief der muntere zweite Tenor, „die Kreisgerichtspräsidententochter von Buchau.“

„Der ist leider selbst noch ledig“ antwortete trocken der Assessor. „Mir wohnt nichts gegenüber als ein Schmied, dessen Gesellen mich Morgens um vier Uhr aus dem süßen Schlummer jagen, das ist eine graujame Nachbarschaft.“

Er war eben dran, seinen Jammer des Nähern zu beschreiben, als durch die Hauptthüre der hochaufgeschossene Engländer mit seinem Rothkopf im Gefolge eintrat.

„Sankt Florian  
Zündt Hänser an!“

sagte leise der zweite Tenor, auf den Rothkopf schauend. Die Mädchen hielten sich die Taschentücher vor den Mund, der Eheherr griff nach seinem rothen Tyroler und steckte tief das Gesicht in das Glas. Nur die „Institutsvorsteherin“ und der Assessor hielten Balance mit sicherem Takte. Der Engländer aber sagte in etwas englisirtem, aber sonst anständigem Deutsch:

„Ich habe sehr großes Vergnügen gehabt in meinem Zimmer, zu hören solch schönes Gesang. Ich komme zu bitten, daß ich noch mehr höre.“

Er sagte das mit solch edlem Anstand, daß Einer der Studios aufstand, ihm seinen Stuhl anzubieten und ihn einzuladen, wenn ihm die Gesellschaft behage, sich niederzulassen. Er stellte ihm Alle vor und bat ihn

dann, ebenfalls zu sagen, „woher des Landes, woher der Männer er sei.“ — „Sie sehen, ich bin Engländer und James ist es auch, der gute, alte Junge. Der Name ist nicht nothwendig — nennen Sie mich Master Brown und ich bin's zufrieden,“ sagte er lächelnd. „Wir sind heute Mittag gekommen durch Salzammergut — Beautiful indeed — (schön wahrhaftig) und konnten nicht mehr weiter. Aber singen Sie, meine Herrn, singen Sie, ich bitte.“ — Schnell waren die Sänger zusammen und sprachen zuerst leise und setzten plötzlich kräftig ein in die Weise:

„Treu und herzlichlich,  
Robin Abair!  
Tausend Mal grüß ich Dich!  
Robin Abair!  
Hab ich doch manche Nacht,  
Schlummerlos zugebracht,  
Robin Abair!“

Die Verse verklangen. Der Engländer war außer sich vor Freude, als er die heimische Weise klingen hörte. „Das ist beautiful —, aber wo haben Sie ein ähnliches deutsches Lied?“ — Die Studios besannen sich.

„Nun, singen Sie: „Aennchen von Tharau,“ sagte die Institutsvorsteherin.

„Richtig, los! ein, zwei, drei, Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt!“ rief der zweite Tenor. Sie sangens frisch herunter.

„Das ist ein schönes Volkslied, das müssen Sie mir geben. Aber was ist das „Verknötigung?““

„Ja, wissen Sie, das ist was besonders. Zum Exempel, wenn ein Jüngling und eine Jungfrau sich so ein Bißchen arg stark lieb haben, so ist das „Verknotigung.“ Das kommt von dem Liebesband her, und wenn die zwei Bänder zusammen kommen und geknüpft werden, giebt's allemal gewöhnlich dort eine „Verknotigung.“ „Der Ausdruck ist obsolet,“ sagt der Herr Professor auf seiner Hitzche — „aber er ist gut, sehr gut,“ sagte der zweite Tenor.

„O well, Sir — sehr gut! ich verstehe jetzt Verknotigung. Ich lieben sehr das Volkslied der Deutschen.“

„Holla!“ rief der zweite Tenor, „das können Sie haben, Master Brown, aus bester Quelle. Heda, ihr Mannsleut', singt's einmal einen Steirer! meint ihr denn, wir singen umsonst hier? Jeder zahlt einen Zwanziger Münz wer zuhört. Wenn ihr aber selber singt, brauch't's nix zu zahlen!“

Die Leute schauten sich verduzt an und keiner sagte ein Wort. Endlich brach der alte Führer das Schweigen.

„Wär' schon völlig recht, junger Herr, aber wir Leut' singen halt anders als d' Stadtleut' und könnet's nit gar schön. Für uns is schon völlig schön genug, draußen auf der Almen — aber für Euch nit!“

„Ach was — ihr singt wie's Euch um's Herz ist.“

„Habt Ihr denn keine Zither?“ frug der Professor.

„Freilich, freilich, a Zithern war schon da bei'n

Tauernwirth. Johann, der gnädige Herr will dein Zithern haben," rief der Alte.

Der Tauernwirth brachte sie bei, der Assessor stimmte mit kundger Hand schnell das gute Instrument und spielte mit ungemeiner Fertigkeit einen „Herzog-Maxländer“ und dann einen „Steirischen“ in optima forma.

Im Hintergrunde bewegten sich schon die Füße; die Leute waren elektrisirt und vorab der Alte mit dem Gernsbarte zog bald das eine, bald das andre Bein hinauf und zuckte mit den Armen wie ein Hampelmann, den man an der Schnur zieht. Plötzlich klang's aus dem Hintergrund:

„Und zwoa Blattln, und zwoa Bleamle, (zwei  
Blätter und zwei Blumen)  
Un a Reb'n um an Stamm,  
Und was oanonda b'stimmt is  
Dös find't sich a z'amm!“

Eine helle Stimme sang's; es war die Spinnerin.  
Der Assessor begleitete sie und bald drauf schallt's:

„P'hüt' Dich Gott, mein kleans Dioandl,  
Es muß a so sein,  
Mein Leb'n g'hört in Koasa (Kaiser),  
Mein Herz'l g'hört Dein!

Und mei Herzerl, dös laß ich  
Dahoam in Dein Haus,  
Sonsi traf's leicht a Kugel,  
Nun (rinnt) d' Liab alli r'aus!“

Es sang's ein stämmiger Bursche. Aber der Alte warnte gleich drauf mit dem Verse:

„Geseheid sein, geseheid sein  
 Nit in Dalles glei n'ein!  
 Es sikt oft a Fur  
 In 'ren Pelzkappen d'rein!“

Der Engländer war außer sich vor Freude; das hatte er ja schon längst gewünscht zu hören, aber Niemand hatte ihm den Gefallen gethan, trotzdem er oft den Leuten Geld geboten hatte. Aber für's Geld sangen sie wohl drunten im Flachland, die nachgemachten Tyroler in Glacehandschuhen, aber da oben nicht. Aber jetzt waren die Leute guter Dinge. Die Studenten holten die Sängerin vor. Der Engländer nahm sich den Tauernwirth auf die Seite und redete mit ihm. Der Rothkopf verschwand und kehrte mit etlichen Flaschen zurück. Bald brodelte es aufs Neue in der Küche von Fettdampf, auf dem Tische aber dampfte eine prächtige Bowle. Verschämt setzten sich die Leute aus der Hinterstube herein in die Herrnstube und bekamen vollauf zu essen und frischen Tyroler zu trinken, während die Studenten kunstgerecht den Punsch mit Hülfe des Engländer's zurecht machten. Alles war ein Geschenk von Master Brown, das er anzunehmen bat, als Beitrag, da er nicht jüngen könne.

Der Assessor spielte, die Drei sangen, die Bauern hörten zu und der Tauernwirth schmunzelte in der Ofenecke, und freute sich, daß heute Abend was drauf-

ging und segnete das „Schneetreiben“, das ihm die Gäste in seine Klause gejagt. — Draußen stürmte es noch lustig zu — aber was thut's, wenn

im Ofen hell der Kienspan blyt.  
Und jeder warm beim Andern sitzt —  
Da thut das Herz im schnellen Lauf  
Sich fröhlicher dem Herzen auf!

So war's auch da, die Fremden waren durch's Unwetter eine Familie geworden. Die Studenten hatten sich schnell unter die Eingebornen gemacht, und die kluge Else war ihnen nachgefolgt. Der Rothkopf hatte sich den Alten mit dem Gernsbart ausgewählt, den er trotz allen Anschreiens nicht verstand. Der Engländer aber unterhielt sich mit der „Vorsteherin“ im feinsten Englisch. Der Assessor aber rückte zu dem jungen Ehepaare. Die zwei andern zog's auch hinüber zu der Else und langsam rutschten sie an der Wand bis hinüber zu ihr.

„Wie wär's meine Herrschaften, wenn jeder von uns so eine Geschichte aus seinem Leben erzählte? Mit dem Schlaf wird's doch nicht viel werden heute Nacht, nicht wahr, Mr. Brown, trotz Ihres hohen Bett's, und das Stroh für Sie, mein Fräulein, kann noch warten, bis Sie sich drin verkriechen —“ sagte plötzlich der unermüdliche zweite Tenor.

„Ach ja — das wäre schön,“ meinten die Fräuleins; denn sie wußten sich geborgen, daß sie nichts zu erzählen brauchten, weil sie noch nichts erlebt hätten.

„Wer fängt an?“ riefen sie alle.

„Wir werden den Halm ziehen?“ Sie zogen und den kürzesten zog der junge Eheherr. Alle lachten, denn er war bis jetzt der schweigsamste gewesen, und hatte sich nur an dem süßen Geplauder seiner Frau erfreut.

„Nun denn, wenn's sein muß, werde ich Ihnen unsere Hochzeitsgeschichte erzählen. Anni'schen erschrick nicht, wenn Du dabei etliche male vorkommst, denn sonst ist's keine Hochzeitsgeschichte,“ sagte er zu seiner Frau, „denn da gehören immer Zwei dazu.“

„Ja, mach's aber nur nicht zu arg, Hans.“

„Weß Zeichen und Standes ich bin, brauchen Sie nicht zu wissen, noch wie wir heißen. Wo wir her sind, merken Sie vielleicht an unsrer Sprache, die so etwas niederrheinisch klingt. Aber wir sind ehrlicher Leute Kind, haben noch keinen silbernen Löffel gestohlen, noch glühendes Eisen angefaßt. Also, so war's. Ich lebte mit einer Schwester auf einem Dorfe, und war nahe dran, ein Einsiedler zu werden. Die Schwester wußte so gut, was mir lieb war und ich wußte, was sie gerne hatte, und so gedachte ich mein Leben still zu beschließen als Einsiedler. Aber 's kam anders. Plötzlich kam's wie's Schneectreiben heute und jagte mich in den Ehestand hinein. Meine Schwester hatte jußt ihren Kaffeekranz mit ihren Gespielinnen, in welchem nebenbei auch gestrickt wurde. Die Strickförbchen wanderten von Kranz zu Kranz. Die nächstfolgende nahm die Körbchen immer mit nach Hause. Es war die Reihe an

einem muntern, rothwangigen Mädchen. Sie nahm die Körbchen am Schluß des Kranzes. Es war schon spät und ich mußte sie ehrenhalber begleiten. Da fiel mir plötzlich ein, daß sie sich mit den Körbchen schleppte und bat: „Ach bitte, geben Sie mir doch die Körbchen.“ „Nein“, sagte sie, „kein einziges.“ Da fuhr mir's durch den Sinn: Jetzt oder nie! — „Ja“, sagte ich — „Fräulein, wirklich Sie geben mir kein Körbchen? dann bin ich der glücklichste Mensch, dann geben Sie mir einen Kuß.“ Und ehe sie sichs versah, hatte ich ihr um die Straßenecke herum einen Kuß gegeben. Sie weinte und lachte zugleich und ich sagte: „Komm, wir wollen gleich umkehren und es der Schwester sagen.“ Wir fahrten Arm in Arm um und stellten uns als Braut und Bräutigam vor. Die Schwester zog mich auf die Seite und sagte: „Sieh, die habe ich immer gemeint. Sie hat Dich auch lieb, das weiß ich.“ — Und nun sehen Sie: das ist das Annlieschen hier, meine liebwerthe, herzallerliebste Frau.“ —

Alle schauten sie lachend an; aber in ihr halbverlegenes und in ihrer Verlegenheit gerade so hübsches Angesicht brannte plötzlich zum Erstaunen aller — ein kräftiger Kuß. Der kam von der „Institutsvorsteherin“, die die junge Frau warm umschlang. „Sie glückliches Menschenkind“, sagte sie. Die Studenten waren ob Kuß und Rede höchst verwundert. In dem zweiten Tenor stieg ein leises Ahnen und Zweifel auf, es möchte doch am Ende mit der „Institutsvorsteherin“

nicht völlig seine Richtigkeit haben, denn das sei doch nicht aus „Knigge's Umgang mit Menschen“ — gehandelt und geredet. Als er ihr tief in's Angesicht schaute, ward's ihm noch klarer. Sie dünkte ihm wirklich schön zu sein, zu schön für eine Pensionsmutter.

Am meisten hatte aber der Affessor mit seiner Confusion zu kämpfen. Die ganze Hochzeitsgeschichte kam ihm so wunderbar vor. Auch er blickt hinüber zu der „Institutsvorsteherin“ und konnte sich das nicht mit der gehaltenen Würde eines „Pensionsdrachen“ vereinigen.

Der Eheherr aber fuhr fort. „Nun hatten wir kurze Verlobungszeit, denn bei mir waren Kasten und Schränke voll von den Eltern her, von selbstgesponnenem Flach und Leinen. Meine Schwester räumte bald das Feld, denn sie selber hatte einen „stillen Anhang,“ dem sie aber nicht eher nachhängen wollte, als bis sie mich versorgt wußte. Und junge Leute muß man allein lassen und nicht zu ihnen ziehen. Kein Vogel baut sein Nest ordentlich, wenn ihm Einer immer hineinguckt, das war auch meiner Schwester Sinn. Die Hochzeit war bald und die Hochzeitsreise ist 's, auf der wir uns befinden. Wir wußten zuerst nicht, wohin und kamen an einen Knotenpunkt der Eisenbahn mit der Kutsche gefahren. „Annlieschen,“ sag' ich, „wo der erste Zug jetzt hinfährt, ob nach Norden oder Süden, da fahren wir hin.“ Annlieschen war's zufrieden, wie sie überhaupt mit allem zufrieden ist. Also der Zug geht nach Süden. Wir fahren nach Cassel. Ich sage: „Hast Du

Cassell gesehen, siehst Du auch Frankfurt am Main, wo die deutschen Kaiser einst gehaust.“ Sagt Annlieschen: „Ja wohl — dahin laß mich mit Dir, mein Geliebter, ziehen.“ Dort regnet's in Strömen. Wir sitzen in Westend-Hotel und sehen uns den Regen an. „Annliese,“ sag' ich, „das ist langweilig — wir gehen nach dem schönen Heidelberg, da ist's sonnig und wonnig.“ Aber in Heidelberg, dem Wetterloch, war's noch schlimmer. Sitzt im „Ritter“ dort ein Herr, der sagt: „Freiburg im Breisgau — das ist schön, herrlich!“ — und Annliese sagt wieder: „dahin, dahin zc.“ Ich gehe mit ihr nach Freiburg, auf den Blauen — „da schimmert was,“ sag' ich. „Annliese — kuck mal — weißt Du, was das ist?“ „Ne,“ sagt die Annliese. „Siehste — das sind die Alpen.“ Annliese sagt wieder: „dahin laß uns ziehen.“ Wir ziehen durch die Schweiz nach dem St. Gotthardt, allwo wir eingeregnet werden. Da sitzen zwei Brautpaare in gleicher Kasse, die wollten nach Italien. Italien! das stach mich wie ein Scorpion. „Annlieschen — Italien! Land wo die Citronen blühen — dahin laß uns ziehen!“ Wir hatten zwar nichts bei uns als einen kleinen Reisejack in der Hand zu tragen, aber ich sage: „Es kennt uns Niemand.“ Also nach Italien. Wir waren in Mailand und Genua. Ich sage: „Annlieschen — weißt Du, was da hinten liegt am blauen Meere hin?“ „Ne,“ sagt sie, „wat soll da liegen?“ „Da liegt Rom — ! Rom! Neapel — 's ist ein Wagen sprung — also „Annliese avanti!“ womit der Ita-

liener so viel sagt, als wenn der Deutsche „Vorwärts“ sagt. Und schließlich standen wir auf dem Besuv. Von dort ging's rasch zurück über Venedig und nun hier herauf nach den Tauern und da wurden wir festgeschneestöbert. — So, meine Herrschaften, nun wissen Sie Bescheid, wen Sie vor sich haben.“

„Beautiful indeed“, sagt der Engländer. „Sie haben großes Muth. Ich sehr lieben Italien.“

Die Mädchen waren vor Vergnügen außer sich, also die hatten Italien gesehen, während sie selbst in Venedig umkehren mußten! Die Frau kam ihnen nun doppelt interessant vor. Sie meinten zwar, man müßte es den Leuten immer am Gesicht ansehen, wenn sie in Italien gewesen, aber Anneliese sah so rothbackig drein, und ließ sich's so vortrefflich schmecken, und sie merkten nicht das geringste Absonderliche. Nur daß der Eheherr ein Spaßvogel war, der in trockenster Art mit dem fettesten Pinsel malte, leuchtete ihnen ein.

Die Studenten aber ließen die Köpfe hängen. „Ach,“ sagte der zweite Tenor, „wenn unser Einem so Etwas mal in den Garten wüchse! da lernt man seine Horatius und Virgil im finstern Loch und besieht sein Leben nichts davon, nicht einmal einen Italiener von Nahem! O beatus ille!“

Derweilen der Studio so klagte, stimmte der Affessor die Saiten und fing plötzlich mit schöner, tiefer Stimme das Lied zu singen an:

„Kennst Du das Land  
Wo die Citronen blühen —“

Er sang so schön und herzergreifend, daß alles stille ward.

„Waren Sie schon in Italien,“ frug der Engländer.

„Ja ich war schon da, vor Jahren,“ sagte leise und ernst der Assessor. Er schnitt damit aber jedes weitere Gespräch ab. Man merkte es ihm am Tone an, daß dort etwas von Bedeutung in seinem Leben geschehen sein mußte, womit er nicht herausrücken wollte.

„Sie haben das Lied so schön gesungen,“ sagte die „Vorsteherin“ — „so schön wie ich es nur einstens von einer Freundin gehört. Aber merkwürdig ganz mit demselben Klange und derselben Auffassung. Es' ist doch eigen, wie plötzlich Erinnerungen auftauchen, die sich an irgend ein Lied oder Wort, oder einen Klang so unzerreißbar heften!“

„Und die Freundin war auch in Italien?“ frug der Assessor.

„Ja — sie ist ganz dort,“ entgegnete die Dame wehmüthig. „Sie schläft unter den Cypressen an der Cestiuspyramide, auf dem Kirchhofe der Protestanten zu Rom.“

Dem Assessor durchzuckte es. Es kämpfte in ihm, ob er weiter fragen sollte. Endlich frug er doch: „In welchen Jahren war es wohl?“

„Es war im Jahre 18. . . am 20. Mai, daß sie entschlafen.“

Der Assessor stützte den Kopf in beide Hände und sprach kein Wort. Alle schauten still und stumm auf ihn, — am meisten betroffen war aber die „Vorsteherin“. „Ich habe Ihnen doch nicht wehe gethan“, sagte sie in weichem, mildem Tone.

Der Assessor schaute sie klar und tief mit feuchten Augen an. „Bohl und wehe zugleich, Willa! — denn keine Andere sind Sie, wiewohl ich Sie nie gesehen, die treueste Freundin meiner unvergeßlichen Elsa“ — Er reichte ihr die Hand und hielt sie lange fest.

Nun aber war das Erstaunen an ihr. Ihr Auge leuchtete und eine durchsichtige Röthe flammte über die schönen Züge. „Sie sind 's, Robert — und so sehen wir uns zum ersten Mal in diesem Leben?“

Die Andern schwiegen im Kreise. Jeder ehrte den Schmerz, den er doch nicht völlig verstand.

„Sehr merkwürdig,“ sagte der Engländer leise zu den Andern. „Bitte singen Sie ein Lied, das ist das Beste für die Wunden.“ Schnell waren die Drei beisammen und sangen mit heller Stimme:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,  
Daß man vom Liebsten, das man hat  
Muß scheiden —“

Als sie geschlossen, stand der Assessor auf, drückte jedem die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen. Vergeben Sie mir den Augenblick, wo ich mich verloren und Ihnen vielleicht schwach erschienen.“ Die

„Vorsteherin“ war immer noch still in sich versunken. Endlich brach der Assessor wieder das Schweigen.

„Da Sie so unvermuthet Zeugen eines Wiedersehens geworden und einer gemeinsamen Erinnerung, so lassen Sie mich auch mit Ihnen theilen, was wir erlebt. Ich darf wohl kurz sein. Es war in den Jahren der Universität. Ich war wie Sie, meine Herrn, ein fröhlicher Bursche, dem der Himmel voll Morgenroth und Baßgeigen hing. Wir sangen auch wie Sie Quartette und weckten die Leute des Morgens in der Ruhe und des Abends im Schlaf mit unserm Gesang. Da wurden wir eines Tages gebeten, auf eine Hochzeit zu erscheinen und dem jungen Paare zu singen, dafür sollten wir denn auch mitfeiern. Was thut man nicht als Student, um einen guten Bissen zu erjagen? Wir sangen denn und mischten uns unter die Gäste, die aus allen Himmelsgegenden zusammen geflogen waren. Wir kamen unter die Brautjungfern zu sitzen. Ich ahnte nicht, daß das die ganze Wendung meines Lebens werden sollte. Wir scherzten und sangen; und mit meiner Nachbarin gerieth ich indeß bald in's tiefste Gespräch. Ich hörte und sah nichts mehr als nur sie. Noch nie hatte ein Mensch im Leben so schnell mich verstanden, und so seelenvoll mit mir verkehrt. Ich bin ja ein Waisenkind, bei fremden Leuten aufgezogen, ohne Geschwister und hatte nie gewußt, was eigentlich ein fühlendes Herz sei. Die Kameraden hatten mich wohl aus meiner Philisterhaftigkeit und Menschenscheu herausgejagt, aber Zutrauen

zu Menschen hatte ich nicht gefaßt. Aber dies Mädchen mit ihrer weichen Stimme, ihren seelenvollen Augen und den geistvollen, blizenden und doch so warm leuchtenden Gedanken, hatte mir eine Welt aufgeschlossen, die ich nicht kannte. Ich wagte es, ihr von meinem traurigen Leben zu erzählen. Ich weiß nicht, was ich noch alles sagte, mir brannte der Kopf und der Boden unter den Füßen. „Wenn sie nur meine Schwester wäre,“ so dachte ich und sprach es ihr auch aus. Sie schaute mich dabei mit einem wunderbaren Blicke an. Da begann eben der Tanz, ihre Mutter holte sie weg, und sie verlor sich in den Reihen der Tanzenden. Ich konnte nicht tanzen, aber das Bild verlor sich nicht, ich mußte sie immer mit den Augen verfolgen. Mit einem Male war sie fort, verschwunden mit ihrer Mutter. Ich hörte, daß sie plötzlich unwohl geworden. Nach dem Tanze mußten wir noch singen; aber ich sang verkehrt, und wir warfen beinahe um. Als die Sache zu Ende war, schlich ich still unter das Fenster des Gasthofes, in welchem sie wohnte; es war noch Licht oben. Sie war krank und ich dachte mir gleich das Schlimmste. Am folgenden Tage hörte ich, daß sie wirklich schwer vom Typhus erfaßt sei, der wohl in ihr gelegen, aber den die Aufregung der Hochzeit beschleunigt hatte. Wochen kamen und gingen. Endlich durfte sie wieder ins Freie. Wir benutzten den ersten Abend ihrer völligen Genesung, ihr ein Ständchen zu bringen. Stille öffnieten sich die Fenster in der lauen Nacht und unser

Gesang tönte hinauf. Die Mutter lud uns mit der Familie, die damals Hochzeit feierte, bald darauf ein. Ich sah Elsa wieder, die Züge waren unverändert, nur die leichte Röthe erschreckte mich und der starke Glanz in den Augen. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Sie haben gewiß das Ständchen mir gebracht.“ Ich wurde roth bis über die Ohren und gestand. Ich sagte noch mehr; ich sagte, wie ich um sie gelitten während dieser Zeit und jeden Abend stundenlang unten an der Ecke gestanden, um zu sehen, ob das Licht noch brenne oder nicht plötzlich verlösche.

„Ja, ja,“ sagte sie, „ich war selbst ein brennend Licht, das hin und herflackerte zwischen Leben und Tod. Merkwürdig! Ihre Lebensgeschichte hat mich oft in den Phantasien verfolgt; ich sprach immer von einem Waisenknaaben, der mich gebeten hätte, seine Schwester zu sein. Mutter frug mich manchmal, wer es denn sei, aber ich kannte Ihren Namen nicht. Ich habe aber von einer Freundin gehört, die mir erzählte, wie Einer von den Sängern jeden Tag da unten gestanden und hinaufgeschaut. Ich dachte, das ist gewiß der „Bruder.“

Es flocht sich seit jener Zeit ein inniges Freundschaftsband zwischen uns. Nach ihrer Genesung zog sie mit der Mutter weit weg. Aber ich durfte mit ihr correspondiren und lernte mit eisernem Fleiß, um meine Studien zu vollenden. Ich war ja nicht unbemittelt und wenn alles gut ging, so konnte ich ihr nach drei Jahren eine Heimath bieten. So arbeitete ich fast über meine

Kräfte bei Tag und Nacht. Mein Trost waren Elsa's Briefe. Plötzlich blieben sie aus. Ich bekam keine Antwort mehr. Auf meine dringenden Bitten an die Mutter, schrieb sie endlich „der Gesundheitszustand Elsa's sei derart, daß sie jede Aufregung vermeiden müsse.“ Das warf mich vollends nieder. Ich war ohnehin schon durch übernächliche Arbeiten erschüttert, aber das gab mir den letzten Stoß. Wochenlang lag ich zwischen Leben und Tod. Als ein alter Mensch bin ich vom Bette aufgestanden, da fand ich zwei Briefe — hier von der Hand dieses Fräuleins, einer nahen Freundin Elsa's, die mir Aufschluß gaben. Die Mutter hatte nemlich ihr und ihres Kindes Vermögen bei einem Bankhause verloren. In ihrer Noth wandte sie sich an einen Onkel Elsa's, der ebenso alt als reich war. Er half auch, aber ließ nachgerade seine Absicht auf die Hand Elsa's merken. Als er deutlicher damit hervortrat, wehrte sie sich auf's Entschiedenste. Die Mutter sah mit gramvollem Herzen der Sache zu. Vor Elsa stand die Möglichkeit, durch die reiche Heirath der Mutter zu helfen. Sie liebte mich ja — aber es dünkte ihr zu lange bis ich ihr eine Heimath bieten könnte, und überhaupt — ich sei ja doch nur bisher wie ein Bruder zu ihr gestanden. Die Mutter hatte dem Onkel das Geheimniß unserer Liebe unbedacht verrathen und er verbot, als Bedingung seiner weiteren Hülfe, jedes weitere Correspondiren mit dem jungen Menschen. Da eben erkrankte ich. Elsa

hatte mir dies durch ihre Freundin schreiben lassen und wartete auf Antwort. Aber ich lag ja krank und alle meine Briefe blieben uneröffnet bis zur Genesung. Ich öffnete den zweiten Brief, dessen kurzer Inhalt war: Elsa konnte mein Schweigen nicht anders auslegen, als daß ich sie vergessen. Aber sie blieb dennoch fest und standhaft und wollte lieber alle Mittel des Doktors ausschlagen, als einem Manne die Hand geben, den sie nicht liebte. So arbeitete sie denn die Nächte durch, um ihre Mutter und sich zu erhalten. Aber die zarte Gesundheit fing an zu wanken; der Typhus hatte damals doch eine krankhafte Reizbarkeit der Brust zurückgelassen, die jetzt wieder auf's Neue sich Bahn brach. Nach dem Lesen der Briefe wäre ich fast wieder in Krankheit gesunken, aber es galt ein anderes Leben als das Meinige. Ich schrieb der Freundin, mein Vermögen stehe zur Verfügung und schickte sofort eine Summe, um Elsa und ihre Mutter zum Aufenthalte im Süden zu bewegen. Meine letzte Staatsprüfung machte ich halb krank und begehrte nach meiner Anstellung sofort Urlaub, der mir aber verweigert wurde. Ich hielt um die Hand Elsa's bei der Mutter an, die derweilen nach Nizza gegangen. Elsa schrieb die glücklichsten Briefe, ihre Gesundheit stärkte sich von Tag zu Tage. Ich hatte endlich mir den Urlaub beim Minister erwirkt. Elsa war nach Florenz gegangen, in Rom wollten wir uns treffen. Ich eilte über die Alpen und kam in Rom an und slog zu Hotel Minerva. Das Stubenmädchen, das mich melden sollte, schaute mich

groß an und sagte: „Sind Sie ein Doctor? Signora ist sehr krank, o sehr krank!“ Ich öffnete bebenden Herzens die Thüre. Ein Nachtlicht brannte durch die dämmerige Stube. „Ist Robert noch nicht da?“ hörte ich eine weiche, sanfte Stimme fragen. Ich fühlte mein Herz hörbar schlagen und winkte der Mutter. „D er ist gewiß da, ich fühl' es,“ sagte die Kranke. So trat ich ans Bett. Ja da lag sie, eine sterbende Blume. Tags zuvor hatte sie einen heftigen Blutsturz gehabt, der ihr die letzte Kraft nahm. — Erlassen Sie mir das Wiedersehen zu beschreiben. Elsa's Leben flammte noch einmal auf. Sie hatte sich soweit erholt, daß sie mit uns vor die Thore Rom's fahren konnte. Wir kamen an der Cestiuspyramide am Monte testaccio vorbei. „Eine Pyramide,“ rief sie leuchtend, „laß uns zur Pyramide fahren.“ Wir bogen ein. Es war schon Abend. „Ach da ist ja ein Kirchhof,“ sagte sie leise. „Wer wird da begraben unter diesen schönen Cypressen? — „Die deutschen Keger,“ sagte unser Betturin, „die nicht an Madonna glauben.“ Else war still geworden. Ich wickelte sie fester in den Plaid, da es sehr kalt wurde. Wir fuhren nach dem Gasthof. In der Nacht überfiel sie ein zweiter Blutsturz, sie schaute mich mit einem großen, langen Blick an, dann umschlang sie meinen Hals und sagte: „Leb wohl, mein guter Bruder, mein —“ da stockte ihr Athem, das Leben war entflohn.“ Nach einer Weile fuhr der Assessor fort: „Zwei Tage darauf haben wir sie unter den Cypressen

dort begraben, sie — und mein Leben mit ihr. Achtzehn Jahre sind darüber hin. — Ich habe mich fern vom Treiben der Menschen still in den bairischen Wald geflüchtet und über der Arbeit wohl mich, aber nicht meine Elsa vergessen. Der Aktenstaub hat sich mir über's Herz gelagert, und ich bin nachgerade am philisterhaften Junggesellen angelangt. Mir ist aber, als sei ich heute von einem langen Schlafe und schweren Traume erwacht. Milla, Sie sind Schuld und Sie, meine Herrn, mit ihren Viedern. Wissen Sie, wohin ich möchte? nach Rom zur Cestiuspyramide; nur eine Stunde will ich dort unter den Cypressen ruhen und dann wieder heim zum Landgericht in meine Clause und zu der alten Lena, die so oft die Pyramide im Bilde beschaut und mich fragt „ob das auch eine Kirche sei.“

Der Assessor schwieg. Der treuherzige, zweite Tenor schlang den Arm um ihn und küßte ihn und sagte ihm als Trost in's Ohr: „Ich bin auch ein Waisenkind!“

Milla, die „Vorsteherin“ war noch ganz in ihre Gedanken verloren, die Vergangenheit zog ihr vorüber und ihr eigenes Leben. Sie hatte die Todesnachricht ihrer Freundin von Robert's Hand empfangen, dann aber nichts mehr gehört, da die Mutter Elsa's aus Gram ihre Tochter nicht lange überlebte. Das Reden wurde ihr offenbar schwer. Zuletzt aber faßte sie sich und sagte: „Finden Sie keine Aehnlichkeit unter diesen Mädchen mit Ihrer Elsa? schauen Sie sie einmal recht an!“

Der Assessor sagte — „ja die Eine fiel mir schon lange auf, aber ich traute doch nicht ganz meinem Urtheil.“

„Nun ja, so ganz sind sie nicht aus der Art geschlagen. Sie wissen, daß Elsa einen Bruder hatte, der nach dem Tode der Mutter in unserm Hause erzogen wurde. Er heirathete meine jüngste Schwester und das sind ihre Kinder. Sie hielten mich wohl Alle, meine Herren, für eine gestrenge Institutsdame! Ich bin es nicht, wir haben uns nur fremden Leuten gegenüber die Maske aufgelegt, um ungeschlagener durchzukommen. Ich bin die Tante der Kinder.“

Jetzt ging auch den Studios ein Licht auf und sie begriffen die heitere „Vorsteherin.“ Es war derweilen Mitternacht geworden. Der Engländer saß tief versunken da. Die Geschichte hatte ihn wunderbar getroffen, er redete kein Wort mehr, sondern stand auf und verbeugte sich artig gegen die Damen, schüttelte aber dem Assessor warm die Hand, als wäre er sein bester Freund. Den Studenten dankte er für den Gesang und rief seinen James.

„James — Du räumst unsere Stube aus, daß die Damen da schlafen. Wir werden das Stroh suchen.“

Trotz aller Gegenvorstellungen von Seiten Willa's blieb's dabei. Die Eingeborenen hatten schon längst ihr Lager gesucht. Nur die Spinnerin war aufgeblieben und hatte der Geschichte gespannt zugehört und still

dabei geweint. Sie hatte alles so gut verstanden und hätte auch so gern dem Assessor die Hand gedrückt. Sie bereitete die Stren für die Herren. Draußen war's stille geworden, das Schneetreiben hatte sich gelegt. Die Studenten schliefen bald den gesunden Jugendschlaf. Aber der Assessor blickte noch lange hinaus in die mondhelle, glänzende Nacht und über das große Leichentuch, das der Schnee über die Matten und Bergspitzen geworfen.

Der Tag graute. Die Führer waren früh auf, dem Wetter nachzuspüren und den Schnee zu prüfen. Mit etlicher Vorsicht konnte man es schon wagen, weiter zu ziehen. Der Assessor war schon munter und wartete auf Willa. Sie hatten sich ja noch so viel zu sagen. Willa erschloß ihr Herz dem vereinsamten Freunde ihrer Elsa und ihm war es, wie wenn ein lang verhaltener Strom endlich sich Bahn brechen durfte. Die Studenten zählten indessen „die Häupter ihrer Lieben,“ d. h. ihre Gulden und Kreuzer und addirten und subtrahirten die Zechen. Da trat auch der Engländer herein. Die Drei grüßten ihn freundlich.

„Nun wohin?“ — sagte er.

„Wohin? — heim, wo mir hergekommen. Wir werden noch ein Concert veranstalten, um uns auf die Beine zu helfen.“

„D nein,“ sagte der Engländer, „Sie sollen nicht

heim, Sie sollen sehen Italien mit mir, wenn Sie wollen und mir dann und wann ein Lied singen.“

Die Studenten wußten nicht, wie ihnen geschah.

„Master Brown,“ sagte der zweite Tenor, „das ist sehr edel, aber zu theuer für Sie, denn wir sind allesammt mit einem guten Magen behaftet.“

„Das ist gerade sehr schön, das liebt Master Brown sehr. Ich gehe nach Oberitalien und Sie begleiten mich und James und wir werden viele Freude haben. Topp — eingeschlagen!“

Die Drei schlugen herzlich ein. Ueber das schöne Gesicht des Engländers zog ein Schimmer der Verklärung. So hatten sie ihn noch nicht gesehen. Dem zweiten Tenor schien es mit dem Master Brown ebensowenig seine Richtigkeit zu haben, als mit der „Instituts-Vorsteherin.“ Er dachte aber: „Laß sich mal die Sache entwickeln.“

Die Führer mahnten zum Aufbruch. Der alte Gernsbart nahm das Mäntel des Assessors. Lange hatte die Spinnerin mit Ersterem am gestrigen Abend gesprochen und oftmals sich die Thränen mit der Schütze aus den Augen gewischt. „Also vergeßt's fein nit,“ sagte sie ihm beim Abschied.

Der junge Eheherr zog mit seiner Frau und den Damen abwärts der Ebene zu, die andern hinab nach Italien. Man hatte die Namen und Adressen getauscht und Alle schieden, indem sie das Schneetreiben segneten, das sie zusammengeweht. Der Tauerndwirth sandte

Allen noch einen hellen Zuchzer nach, denn Master Brown hatte ihm seinen guten Kaiser Franz Joseph in Gold als Extrageschenk zurückgelassen. —

Der Verfasser könnte nun hier schließen und sich segnen, daß er nicht schneefalt wurde vom Waten; denn mühsam war's doch, bis die Einen in Villach und die andern im Raßfeld waren. Aber die geneigte Leserin ist neugierig und der Verfasser will über ein paar Zährlein auch noch etwas zu erzählen haben, darum darf er nicht alles ausplaudern von der Gesellschaft, die sich da oben fand. Nur so viel will er sagen als Noth ist.

An einem schönen Tag, das Jahr drauf, klopf'ts am Niederhein bei dem jungen Eheherrn, als er just seinen kleinen Schreihals herumtrug. „Annlies! avanti!“ riefen draußen zwei Stimmen. Dem Eheherrn wird's ganz italiänisch zu Muthe und er ruft: „Entrate pure!“ — d. h. als herein!“ Da stehn zwei vor ihm und schauen ihn an. „Nun — wer sind wir?“ fragen sie.

Der Eheherr aber rief in die Küche: „Annlies! avanti!“ — ein Hochzeitspaar!“ „Milla!“ rief die junge Frau — „seid Ihr's?“ Ja, da standen sie, der Affessor und seine Frau. Sie waren auf der Hochzeitsreise und wollten zur Cestiuspyramide.

Der Affessor war damals bald umkehrt, denn ihn trieb ein anderer Gedanke nach Hause. Er war durch jenen Abend dem Leben zurückgegeben und hatte Milla seine Hand gereicht. Alles wanderte fort, Blasenspflaster und Storchjetttopf; nur das Eine war nicht mehr zu

vermeiden: das Perücklein saß zierlich auf dem viel jugendlicher gewordenen Kopfe und Milla sah aus, wie wenn sie eben in die Zwanzig gekommen. Was die alte Lena dazu gesagt, wird billig verschwiegen.

Wer Master Brown war, wird seiner Zeit einmal die geneigte Leserin erfahren. Am Comersee hat er in einer lauen Herbstnacht den Studenten etwas davon erzählt, vorab dem zweiten Tenor, den er besonders in's Herz gefaßt.

Dieser selbige zweite Tenor ist bereits schon lange ein würdiger Pfarrherr. In seinem Hause ist's behaglich englisch eingerichtet. Am Abend brummt der Theekessel und der Pfarrherr raucht vom Feinsten dazu. Zu seiner Seite sitzt ein munteres Weibchen immer vergnügt und heiter; — sie heißt Elsa mit Vornamen, die kluge unter den drei Schwestern. Bei ihrer Hochzeit war Master Brown Brautführer und Milla die Brautmutter. Die andern zwei Studenten waren die Ehrgefallen dabei und der Assessor, der längst schon ein angesehenener Rath ist, gab ihnen den Rath, seinem Beispiele zu folgen. An der Hochzeitstafel klang „Mennchen von Tharau“ noch einmal; aber Master Brown wußte jetzt was „Verknotigung“ war. Was die Spinnerin dem alten Gensbart erzählt hat und um was sie ihn gebeten, soll auch seiner Zeit noch offenbart werden. Auch sie hatte ein merkwürdig Stück Leben hinter sich.

Item: Es wandern die Menschenfinder und wissen wohl den Ausgang — aber nicht den Eingang.

Item: Es sitzen oft Reisegesellen zusammen und wissen nicht, wer sie sind, bis sie ein Schneetreiben in's Tauernhaus jagt.

Item: In dieser Welt könnte so Mancher dem Andern das Herz erleichtern und seinem Reisegesellen den leeren Beutel und das leere Herz füllen, wie Master Brown und Willa gethan.

Item: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt Er in die weite Welt,“ wem Er aber die größte erweist, den bringt Er durch die Welt in Seinen Himmel.

Item: Wenn des Schneetreiben auf Erden ein Ende hat, und wir im Himmel, im großen Tauernhaus, zusammengekommen, was wird man sich da erzählen können von Wunderwegen Gottes und wie Manchen wird man da antreffen, den man für diese Zeit verloren!

Item: — Wenn man dann nur den geneigten Leser und den Verfasser mitsammen dort droben antrifft!

Das walte Gott!

## Wie aus einem Juristen ein Theologe geworden.

---

Die Zeiten haben sich im Lauf der Jahre geändert, und Vieles ist anders geworden. Kommt man zum Exempel in ein Städtlein, das man vor vierzig Jahren durchwandert hat und sieht's heutzutage, ist's fast nicht mehr zum Kennen. Das alte Stadtthor mit den Fenstergittern, hinter denen zum abschreckenden Beispiel und zum Vorbild löblicher Justiz die eingefangenen Malefizanten saßen, ist abgetragen und die Straße ist weit aufgemacht, und wo das Stadtthor stand, steht rechts ab das „Hotel zum Bahnhof,“ in welches zwar auch mancher Spitzbube einkehrt und nicht mit Wasser und Brod vorlieb nimmt wie die Collegen von ehemals. Oder man hat noch einen hessischen Infanteristen vor dreißig oder mehr Jahren gekannt, der trug damals ein Fräcklein, und hatte oben auf dem Kopf einen Pfannkuchen sitzen, von Filz fabrizirt, und sein Herr General trug einen Schiffshut und segelte daher wie ein Dreimaster, und das halbe

Gesicht stak in der engen Cravatte drin und war's noch früher, so schaute auch ein Zöpflein unter dem Dreimaster hervor; aber heutzutage ist's anders, im knappen Waffenrock und in der Pickelhaube erscheint er jetzt. Ist der geneigte Leser mit der letzteren nicht einverstanden, und hätte lieber einen Tschako oder Käppi, so hält's der Verfasser mit jenem schwäbischen Wirth, der in dieser Sache das endgültige Urtheil festgestellt: „die Käppi wäret scho recht, die Tschako wäret recht, die Pickelhauben wäret recht — aber die Köpf' sin gar wiascht (häßlich)!“ Hat sich also Vieles geändert in der Welt, auch noch außer dem Stadthor und dem Infanteristen, so ist doch ein Schlag Menschen sich gleich geblieben: das ist das Studentenvolk. Heiter und bieder, unbesorgt um die Zukunft, bis endlich wie ein Seegepenst das Examen dem Burschen in der Nacht erscheint, leichten Herzens und leichten Beutels, und mit dem letzteren stets auf gespanntem Fuß, desto besser aber befreundet mit dem edlen Unkraut, dem Taback, und mit der Gerste und Hopfen — so waren sie vor hundert Jahren und sind's heute noch im Ganzen. Und doch schlägt unter dem schwarzen Sammtrock und dem westenlosen Hemde und dem dreifarbigem Band bei aller Heiterkeit ein männlicher Muth, der was Rechtes werden will, und es gährt wie beim edlen Weine, bis er endlich klar wird. Drum wollen wir unser deutsches Studentenleben nicht aufgeben noch austauschen gegen den französischen Zwangsrock, wo die „Herren

Schulbuben“ auf den Bänken sitzen und auch um wenig besser sich benehmen. Wer keine Jugend hat, hat auch kein Alter. — Aber es steckt dem Studenten außer dem Trieb zum Lernen, auch der Wandertrieb im Leibe, und mancher Professor hat seine liebe Noth, seine Herren Zuhörer, zum Exempel nach den Pfingstferien, wieder zusammen zu kriegen. Denn so mancher Student denkt: den Professor bekommst du immer noch zu hören und kannst dir im Nothfall seine Hefte nachreiten oder ein Büchlein kaufen, wo die Weisheit schwarz auf weiß steht; aber die und jene Gegend siehst du vielleicht deine Lebetage nicht mehr, und du willst es benutzen. Und wenn auch das Reisegeld knapp ist, so giebt's doch noch milde Menschen allerwärts, die einer hungrigen Studentenseele den Tisch für Weniges decken.

So dachten am Ende vorigen Jahrhunderts zwei Studentlein auch, die zu Leipzig der Rechtsgelahrtheit, der Jungfrau mit den verbundenen Augen und der Wagschaale, ihr Herz gegeben. Und um die Rechtsgelahrtheit ist es etwas Schönes und braucht das Wort nicht allemal wahr zu werden: „Juristen sind schlechte Christen,“ denn es giebt auch brave Christenleute unter ihnen und ist's alleweg eine schöne Sache, den Wittwen und Waisen helfen und ihr Richter auf Erden sein. So zogen die zwei Burschen die Landstraße entlang, saßen auch wohl einmal bei einem mitleidigen Bauern auf dem Wagen, denn solche Stadtsüße sind nur das

Pflaster, aber nicht die Landstraßen gewohnt und bekommen leicht Blasen und allerlei Ungemach. So besahen sie sich denn die alte, ehrwürdige Stadt Quedlinburg, worin Kaiser Heinrich der Finkler begraben liegt und Kaiser Otto's schönes Gebetbuch aufbewahrt, und Klopstock's, des Sängers des Messias, Geburtshaus gezeigt wird und was noch mehr dort zu sehen. Dann stiegen sie auf die Kosttrappe und den Hexentanzplatz und ließen sich gruseln da oben, und es machte ihnen nicht den geringsten Kummer, daß derweilen in Leipzig der Herr Professor auf der Hitzche saß und Vortrag hielt. — Aber je tiefer sie in den Harz kamen, desto tiefer mußten sie in ihren Geldbeutel greifen, um überhaupt noch etwas zu finden und zuletzt blieb gar nichts mehr drin. Zwar schnallten sie den Riemen um die Hüften um ein paar Löcher fester an, damit der Magen es nicht merken sollte — aber auf die Länge half es auch nicht, und der Taback, den sie rauchten, war auch nicht vom Feinsten und wollte den Hunger nicht mehr stillen. Da beschloßen sie denn, im nächsten Dertlein den Herrn Pfarrer des Ortes mit einem Besuch zu erfreuen; denn dachten sie: der Mann ist einsam und freut sich, wenn er wieder Menschen sieht. „Denn ein Student allein verdient ein Mensch genannt zu sein, alles andre, was sich so Mensch heißt, will es erst werden oder ist es schon gewesen,“ so dachten die Studenten und dann zum Weitern: der Herr Pfarrer ist auch einmal auf Universtitäten gewesen und weiß wie theuer und weitschweifig

die Wissenschaft und wie eng der Geldbeutel bei den Studenten ist, und wird ein Einsehen haben. Hoffentlich hat er eine gutgesinnte Frau, die gastfrei ist ohne Murmeln, und der's auf ein paar Eier und einige Hühnerkehlen nicht ankommt, und die noch was im Salz oder im Rauch liegen hat vom Feste her. So sahen sie das schmucke Dörflein inmitten der Obstgärten vor sich liegen; der spitze Kirchturm winkte ihnen entgegen, und auch das Pfarrhaus hatten sie mit Kennerblick bald herausgefunden. Da fiel ihnen aber etwas plötzlich, siedend wie Siegellack, auf's Herz: daß sie nämlich Juristen seien und keine Theologen, Rechtsgelehrte und keine Gottesgelehrte, und am Ende habe es der Herr Pfarrer schlecht auf die Ersteren stehen und werde sich eher der Gottesgelehrten annehmen. „Da bleibt uns halt nichts übrig“, sagte der Eine, „wir müssen dem Herrn Pfarrer uns als Theologen und künftige Amtsbrüder vorstellen. Wir sind ja doch auch Christenleute und so ein bißchen habe ich auch läuten hören und meinen Katechismus kann ich noch fast auswendig und inwendig.“ Der andere Kamerad wollte Einwendungen machen, denn Lügen war er nicht gewohnt, aber der Andere redete ihm das Eine aus und das Andere ein, so daß er sich zufrieden gab. — Sie waren eben angekommen am letzten Berglein und sahen ganz in ihrer Nähe das Schlachtopfer, den Herrn Pfarrer, den sie überfallen wollten, zwischen seinen Rosen wandeln im blumigten Schlafrock und im Sammtkätzlein

und der langen Pfeife. „Der Mann raucht,“ sagte der erste Studiosus, „das ist ein gutes Zeichen.“

„Du meinst wohl, Anton, daß er Taback hat,“ entgegnete Nummer Zwei, „nein, sondern solche Leute, mein Sohn, haben ein besser Gemüth. Wenn sie bei guter Laune sind, blasen sie die Wolken hinaus, und wenn sie bei schlechter sind, dann beißen sie auf die Spitze, ehe sie reden. Das ist der Vortheil. Merke Dir das.“ So zogen sie denn an der Hausklingel, und der Pfarrspiz bellte, und als er merkte, daß es keine Bettler waren, denen er gewöhnlich die Hosen zerriß, gab er sich zufrieden. Eine alte Pfarrmagd kam in weißer Haube heraus und frug freundlich, wen die Herren suchten.

„Den Herrn Pfarrer,“ sagten sie.

„Der ist im Garten bei den Rosen, meine Herren.“

So gingen sie selbst durch die Scheune in den Garten. Als sie des Herrn Pfarrers ansichtig wurden, zogen sie ehrerbietig ihren Stürmer und begrüßten ihn lateinisch, denn das gehört mit zum Handwerk. Der Herr Pfarrer antwortete ihnen freundlich, fiel aber bald aus dem Lateinischen in's Deutsche, weil es ihm geläufiger war, dieweil er wenig Gelegenheit hatte, von seinem Latein bei seinen Bauern weitem Gebrauch zu machen. Dann gab er mit einer kleinen Pfeife ein Signal, und die Haushälterin erschien. Mit ihr redete er in der Zeichensprache, die sie vortrefflich verstand, denn sie brachte bald drei Krüge Bier und Käse und

Brod, und zwei große Pfeifen und einen Tabacksbeutel. Da ward's den beiden Studiosen bald leichter. Bald waren sie im tiefen Gespräch über die Zeitläufe und die Wissenschaft, so daß endlich die Haushälterin mahnen mußte, zu kommen, denn ihre Suppe werde kalt und ihre Kartoffeln steif. Also ließen sich die Zwei nicht noch einmal bitten, sondern gingen mit herein. Da fanden sie einen reich gedeckten Tisch, und sie lüfteten den Riemen um ein paar Löcher, daß sie besser athmen konnten. — Nach dem Essen wurde ihnen ihr Zimmer angewiesen, darin standen zwei saubere Betten; es war so traulich unter dem rebenumsponnenen Fenster zu liegen, so weit ab vom Getümmel der Welt, als ob's ein Stücklein Paradies wäre. Und dem Studiosus Zwei, dem Stillen, war's ganz behaglich und heimelte ihn ganz an, zumal sein Großvater einst auch Pfarrer gewesen.

Des Nachmittags ging's durch Wald und Flur. Der Pfarrer erzählte aus seinem Leben, das schon an den Schlagbaum gekommen, davon Mose im 90. Psalm sagt: „Unser Leben währet siebzig Jahre“ — und an viel Mühe und Arbeit hatte es nicht gefehlt. Frau und Kinder waren ihm gestorben, zuletzt noch sein Sohn, der auf der Universität Theologie studirte. Er erzählte von seinem Amte, von Freud und Leid im Pfarrleben, und wie schön es doch sei, draußen auf dem Lande ein Votum des Friedens, ein Prediger der Liebe Gottes, ein Hirt und Freund der Gemeinde zu sein. Denn er

kommandirte nicht seine Gemeinde, wie man ein Bataillon Soldaten kommandirt, sondern weidete sie wie eine Hirte seine Schafe weidet, und hatte es mit der Liebe weiter gebracht, als mit allem Schelten und Zanken. — Und den beiden Rechtsgelehrten wurde es ganz warm unter dem Brusttuche, als der Pfarrer ihnen ihren künftigen Beruf (wie er nicht anders wußte und dachte) so treulich an's Herz legte.

So blieben sie denn, und wenn sie aufbrechen wollten, so bat sie der Pfarrer, sie möchten doch noch einen Tag bleiben. Er nahm sie mit auf seinen Gängen in die Schule und zu den Kranken, und sie sahen, wie die Kranken so leuchtenden Blickes ihn anschauten, wenn er zu ihnen in die Kammer trat und ihn segneten wie einen Engel vom Himmel. Für den Einen hatte er in seinen Taschen ein Täublein, für den Andern eine Flasche Wein zur Stärkung, aber das Beste kam aus seinem Herzen. — Und den Beiden wurde es wieder heiß dabei, wenn der alte Herr davon sprach, wie man manchmal erst in Krankheitstagen bei den Leuten so ein kleines Reiskein knospen sehe, wo man die Hoffnung schon aufgegeben. Darum sollten sie später nur Geduld haben in ihrem Amte. Wer nicht in Geduld säe, könne auch nicht ernten.

So kam allmählig auch der Sonnabend heran, und die Beiden freuten sich, daß sie am Sonntag den alten Herrn predigen hören sollten. Da geschah's am Nachmittag dieses Tages, daß der alte Herr nach dem

Essen so blaß wurde, daß ihm Umschläge gemacht werden mußten, denn er war seit seines Sohnes Tode manchmal vom Herzkrampf heimgesucht, und die Erinnerung an ihn wurde durch die beiden Studenten recht wachgerufen. Als der erste Anfall vorüber war, ließ er die Beiden an's Bett rufen und sagte mit schwacher Stimme:

„Es wird wohl wieder besser werden, aber predigen kann ich morgen nicht. Da hab' ich's denn als einen Gottesseggen angesehen, daß er mir gerade zwei Theologen in's Haus gesandt. So bitte ich denn den Einen von Euch, daß er morgen auf die Kanzel steigt. Ihr seid zwar noch jung, aber Niemand verachte Eure Jugend, und wenn Ihr nur redet, was Ihr von Gottes Wort im Herzen habt, so sind's meine Leute herzlich zufrieden. Also thut mir die Liebe.“

Da standen die Zwei, und wie — mag sich der geneigte Leser denken. Der alte Herr gab ihnen eine Bibel und Papier und Feder und sagte ihnen, sie möchten's selbst entscheiden, wer predige, denn Einer habe vielleicht mehr Muth als der Andere.

Sie reichten dem Pfarrer die Hand und gingen auf ihre Stube. Dort brach's los. „Siehst Du, das haben wir davon, daß wir gelogen haben,“ sagte der Studiosus Zwei — „nun sitzen wir drin.“ Dem Studiosus Eins war's auch nicht ganz wohl bei der Sache; nach langem Hin und Her rieth er, in der Nacht stille aus dem Fenster zu steigen und fortzugehen

und einen Brief zurückzulassen, worin sie Alles bekennen wollten. Aber des Pfarrers Spitz war wachsam und die Mauer hoch, und darunten ein tiefer Graben, das war gefährlich. Aber mehr noch plagte den Zweiten die Undankbarkeit gegen den franken, gütigen Mann. Er schickte seinen Kameraden fort zum Spaziergehen, und als der nach Hause kam und die Flucht bewerkstelligen wollte, sagte er: „Ich bleibe hier und predige,“ worüber Nummer Eins sehr erstaunt war. Die halbe Nacht blieb der Andere auf und schrieb und lernte, dann legte er sich ein Stündlein schlafen, stand wieder auf und ging in der Morgenfrühe in den schönen Pfarrgarten. Der Thau lag auf Gräsern und Blumen und es wurde ihm sonntäglich zu Muth und das Herz bewegt. Dennoch lag's ihm immer noch schwer im Sinne, daß er kein Theologe sei und trotzdem predigen wolle. Zwar predigten oft schon Studenten in der Nachbarschaft der Universität für franke Pfarrherren, oder der Cantor las oder hielt selbst eine Rede statt des Pfarrers — mit all diesen Gründen tröstete er sich, aber ganz hasten wollte der Trost doch nicht.

Die Glocken läuteten zum ersten Male und der Klang fuhr ihm wie ein Stich in's Herz; dann läutete es wieder und zuletzt auch zusammen. Der alte Pfarrer war wieder so weit, daß er mit in die Kirche konnte. Er legte selbst dem Juristen den Talar an und die alte Hand auf's junge Haupt und segnete ihn.

Das Lied war gesungen, und nun ging's zur

Kanzel hinauf. Und der Jurist predigte. Er predigte von dem, was er gesehen und gehört in den letzten Tagen, was seine Mutter ihm einst in's junge Herz gelegt, und was ihn am Sonntag Morgen aus tausend Augen angeschaut: von der Liebe Gottes, die in Wald und Feld, in Menschenherz und Menschenleben, in Gottes Wort und Gottes Trost überall ihren warmen Strahl sendet, wenn's die Menschen nur verstehen wollen. Aber während der Predigt, da ward ihm selbst so wunderbar zu Muthe, als stände ein Anderer neben ihm und predigte mit ihm, und legte ihm die Hand voll Segens auf's Haupt. Er vergaß ganz alle Angst; eins ward ihm aber sonnenklar und rang sich aus tiefem Herzen hervor: „Du mußt ein Theologe werden. Das ist dein eigentlicher Beruf.“ Er sagte „Amen,“ und ein Anderer auch: das war der alte Pfarrer im Kirchstuhl, der als der Jurist herabkam, ihn empfing und küßte.

„Du wirst ein rechter Prediger werden, so du treu bleibst.“

„Ja, das will ich auch — aber vorher vergebte mir, wie ein Vater seinem Kinde.“

„Vergeben? warum? Ihr habt ja nur Gutes für mich gethan!“

Da beichtete der junge Mann alles heraus, und da sie so allein waren in der Chorkammer, sagte er noch manches Andere, was ihm auf dem Herzen lag. Was die Zwei verhandelt, das gehört nicht hierher,

das steht wo anders geschrieben. Aber leuchtenden Auges trat an der Hand des alten Pfarrers der junge heraus.

Nummer Eins konnte nicht begreifen, was seinem Collegen passirt sei; aber als sie Abschied genommen, und heimkehrend die Thürme von Leipzig sahen, da sagte Nummer Zwei: „Bruderherz, unsre Wege gehen jetzt auseinander, aber deswegen wollen wir doch einander lieb haben. Du wirst ein Jurist und ich ein Prediger. Du schaffst Recht in der Welt, und ich will Liebe pflanzen, damit es dir leicht wird in deinem Amt. Leb wohl, und denke manchmal an den Sonntag, da ist mir auf der Kanzel etwas passirt, davon hast du nichts gemerkt, aber ich und noch Einer im Himmel.“

Und Nummer Eins sah ihn groß an, und eine Thräne floß dem bärtigen Burschen über die Wange. „Ja wahrhaftig, ich habe auch was gemerkt, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich auch Einer geworden.“ Und die Zwei umarmten sich und blieben im Leben treue Freunde.

Der Theologe ist ein berühmter Mann und zuletzt Generalsuperintendent geworden und Viele haben sein Andenken gesegnet. Wenn es heutzutage geschieht, daß ein Theologe auf der Universität umfattet und Jurist wird, so ist's auch einmal umgekehrt und zum Segen Vieler geschehen, daß aus einem Juristen ein Pfarrer geworden.

**Etliche Stücklein von etlichen Leuten,  
die sich zu rechter Zeit zu helfen gewußt  
haben.**

---

Der geneigte Leser kennt das Sprüchlein: daß die Rathsherrn gemeiniglich geschaidter sind, wenn sie die Treppe vom Rathhaus herunterkommen, als wenn sie droben auf dem Lehnseffel saßen und nach ihrer Meinung befragt wurden. Da fällt ihnen so unterwegs nachgerade das Beste ein, was sie hätten sagen können, und sie gäben viel drum, wenn sie's gesagt hätten. Ist gerade aber des Gevatters Tabacksdose mit ganz neuer Ladung an sie gekommen, oder hat draußen ein Wagen gerasselt, daß sie nicht zum Sprechen kamen — kurz, es hat ihnen just in diesem Augenblick das Wort versagt, wie jenem Jagotbläser der tiefe Ton, auf den er sich extra gefreut, den er aber nicht herausbringen konnte, trotzdem sein Angesicht kirschroth

vor lauter Blasen war. Aber man braucht kein Rathsherr, noch ein Fagotbläser zu sein, um diese Erfahrung zu machen, und Mancher hätte was drum gegeben, wenn ihm so im Augenblick das Rechte eingefallen wäre, sei's ein gutes Wort, oder ein Mittel, sich zu helfen. So will denn der Verfasser etliche Stücklein erzählen von Leuten, die's verstanden haben, und der geneigte Leser kann's dann einmal selber probiren, ob's auch ihm hilft.

Item: Es sitzt im Jahre 1836 in seinem schönen Landhause, ein Halbstündlein von der holländischen Stadt Haarlem, ein alter, retirirter Seekapitain. Und warum sollt er auch nicht dort sitzen? Hat er doch vierzig Jahre draußen Sturm und Wetter über sein Haupt gehen lassen, und sein Gesicht ist so verwittert, wie eine alte Felswand. Er raucht vom feinsten Cubataback aus seinem ächten, türkischen Kopf und trinkt langsam aus der japanesischen Tasse seinen Moccakaffee, und denkt an seine Fahrten auf fremden Meeren und freut sich, daß er das Seine im Frieden genießen kann; denn drinnen im Hause ist Alles aufgestapelt aus allen fernen Ländern, und Silber und Gold dabei in schweren Truhen. Seinen Leibmohr hat er für diese Nacht nach Haarlem geschickt, drinnen einzukaufen. Die Sonne sinkt unter, und die feuchten holländischen Nebel steigen herauf und der alte Herr denkt: „Du willst doch in deinem Alter nicht noch den Schnupfen kriegen,“ und

schließt die Thüren, klopft seine Pfeife aus und legt sich in's Bett.

Er mochte wohl so im ersten Schlummer liegen und träumen von den Chinesen und ihren geschlitzten Augen und langen Zöpfen. Da hört er am Fenster so etwas bohren, als ob Einer statt durch die Hausthür durch's Fenster kommen wollte. Er steht auf und kann auch deutlich merken, daß Einer am Fenster ist, der ihm nächtlings ohne Visitenkarte einen Besuch machen will, notabene, weniger dem alten Seemann als seinen goldenen Vögeln. — Da fällt's dem alten Herrn siedend heiß ein, daß er leider seine Säbel, Flinten und Pistolen in seiner Waffensammlung hat, die weit drüben im andern Flügel des Hauses war, und er nichts hatte, womit er sich wehren konnte. Der Dieb war schon nachgerade mit dem Losschrauben fertig und drückte die Scheibe ein; da war aber der alte Seemann schon auf der Stelle. Hatte derselbe nämlich auf seinem Nachttisch eine Flasche mit Selterswasser stehen, fest zugespöpft und oben mit Draht zu. Schnell hat er den Draht heruntergenommen, hält den Daumen auf den Pfropfen und stellt sich an den Vorhang. Der Dieb setzt eben seinen Kopf durch die Scheiben und denkt: „wo der Kopf durchgeht, geht das Andere auch alles nach“ — da drückt der alte Herr an dem Pfropf der Flasche (die er noch geschüttelt hatte), das knallt wie ein Pistol, und der Pfropf mitsammt dem Selterswasser fährt dem Langfingerigen auf die Stirne und in's Gesicht. Der

glaubt nicht anders, als daß er zum Tode getroffen und das Blut ihm bereits über's Gesicht laufe, und stürzt im Schrecken rücklings zum Fenster hinaus in den Hof hinunter, der ein paar Fuß tief unten lag. Der alte Herr wußte aus seiner Seepraxis, daß man einem geschlagenen Feinde keine Ruhe lassen darf, steigt dem Feinde nach, der am Boden liegt, und bindet ihm den Hals mit seinem Schnupftuch so fest zu, als ob's ein Halseisen wäre. Dann bindet er seinen alten Tiras los von der Kette, nimmt den Malefikanten und bringt ihn in heller Mitternacht hinein nach Haarlem vor die Polizei. Darob bekam er vom König von Holland ein Extradankschreiben, daß er einen so gefährlichen Spitzhuben eigenhändig gefangen. Item: das Selterswasser ist ein gut Wässerlein, nicht bloß gegen den Durst und etliche andere Breßthastigkeiten, sondern auch um Diebe zu fangen. Notabene, es muß es Einer aber verstehen, und das Selterswasser muß prima Qualität sein.

Zum Andern: Wird einmal der Kreisphyfikus von Nordstetten des Nachts herausgeklingelt und über Land zu einem Patienten gerufen, der am hitzigen Fieber liegt. Wie ein braver Doctor denkt, so denkt er auch: „Du mußt aufstehen und dein Rößlein satteln und hinüberreiten.“ Denn er gehörte nicht zu den vornehmen Herren, die nur am Tage zu sprechen sind, und da nur, wenn's gerade auf's Letzte geht. Also er steht auf, läßt sein Rößlein satteln und will hinüberreiten, aber

seine Frau bittet ihn, doch lieber sein einspänniges Wägelein zu nehmen, weil er doch sicherer vor der Nachtlust wäre. Und wie ein ordentlicher Mann auf das Zureden seines Weibes hört, so that der Doctor auch und sagte: „Altes Herz, Du hast Recht.“ Und fährt hinüber in der dunkeln Nacht, und kommt bei dem Patienten an. Seinen Gaul bindet er an den Fensterladen an und denkt: „Du stehst mir gut da, bis ich wieder komme und ich komme ja bald wieder.“ Aber dieweil der Doctor bei dem Kranken sitzt und ihm den Puls fühlt und das Rezept schreibt, war draußen Einer, dem stand der Gaul sammt dem Wägelein nicht gut, sondern gedachte, bei ihm stände er besser, und macht sich eben dran, ihn loszubinden. Der Doctor kommt heraus und findet den Pferdssdieb eben mit der Arbeit fertig, und schleicht sich leicht wie eine Kage in der Dunkelheit heran. Der Pferdssdieb meint, es sei sein Helfershelfer und sagt zum Doctor: „Ich bin fertig, der Quacksalber wird ein paar Augen wie Flugräder machen, wenn er herauskommt und sieht seinen Gaul mit sammt dem Wägelein nicht mehr. Da nimm das Leitseil.“

Der Doctor hört das ruhig an und nimmt nicht das Leitseil, wohl aber seine Faust und schlägt dem Kameraden eins vor den Kopf, daß er mauef stille wurde und der Länge nach auf den Boden fiel. Denn so ein Doctor weiß das Pünktlein am Menschen auf's Härelein ganz genau, wo es Einem wohl oder wehe thut,

denn sie lernen es an den Todten, wie man's den Lebendigen machen muß.

War der Kamerad still, war's der Doctor auch, und setzt sich in sein Wägelein, um heimzufahren. Kaum sitzt er drauf, so ruft der andere Pferdsdiebskamerad: „Halt! laß mich auch ein sitzen,“ denn er glaubte nicht anders, als daß der Kamerad auf dem Bock säße und das Leitseil hätte. Als er drin sitzt, sagt er: „So, jetzt kann der Laxier heimfahren, wie der Doctor Faust auf seinem Mantel,“ woraus man ersieht, daß der Pferdsdieb „Bildung“ hatte. Der Doctor aber sagte leis: „Bist! halt's Maul, daß er's nicht hört, denn diese Quacksalber hören das Gräslein wachsen. Leg' du dich hin und schlaf du, denn es ist nachtschlafender Zeit.“ Also legt sich der Kamerad hinten in die weiche Ecke und denkt, es ist doch süß, so in einem Wägelein fahren ganz gratis. Der Doctor fährt zu, die Kreuz und die Quer und raffelt zuletzt in der Stadt über's Steinpflaster, daß der Kamerad aufwacht und fragt: „Kamerad, wo sind wir denn?“ Der Doctor gab ihm keine Antwort, sondern jagte seinen Gaul, bis er endlich vor einem hohen Gebäude, mit einer großen Mauer umfriedigt, und vielen Fenstern mit schönem Gitterlein aus Eisen versehen, still hielt.

„Ja, was ist denn das“ — rief der Kamerad, und rieb sich das rechte Auge noch einmal, „wo sind wir denn?“

„Im Zuchthaus, Euer Hochverstohlen,“ sagte der Doctor laut.

Die Schildwache, so am Thor stand, rief: „Wer da!“ und der Doctor antwortete: „Gut Freund!“ und da bring' ich noch einen andern Freund mit, einen „Gutedel.“

Der Kamerad wollte eben über's Rad hinübergleiten, aber der Doctor sagte: „Kam'rad, es pressirt nicht so, Ihr kommt immer noch recht, und die Morgenuppe ist doch noch nicht fertig.“ Der Doctor wußte aber auch nicht bloß, wo man die Leute hinhaufen muß, damit sie still werden, sondern auch, wo man sie anfassen muß, damit sie still halten. Das hatte er Alles von seiner Wissenschaft her gelernt. Also faßte er ihn auch an der Cravatte und drückte ihm den Daumen auf das richtige Lederlein so fest, daß der Kamerad ganz stille ward. Und als er beim Hineingehen in's Thor sich noch etwas schenirte und nur zaghaft den Fuß vorsehen wollte, gab ihm der Soldat einen Kolben, notabene, nicht aus der Apotheke, sondern aus der Gewehrfabrik, worauf er das Laufen bekam.

Der Doctor aber, der zugleich Zuchthausarzt war, brachte ihn dem Gefangenwärter und bat sich noch zwei handfeste Gesellen aus — „denn,“ sagte er, „ich habe noch Einen, das ist der Zwilling von dem, den ich eben gebracht habe, der schläft aber noch im kühlen Gras.“

So fuhr er denn zugleich mit zwei Landjägern wieder den Weg zurück, und sie fanden ihn noch auf

derselben Stelle schlafend und sorglos. Der Doctor griff ihm nach dem Puls und fand Alles in schönster Ordnung, siebzig Schläge und einen halben in der Minute. „Die Zunge,“ sagte er, „brauche ich jetzt nicht zu sehen, die kann er daheim herausstrecken, wenn er seinen Zwilling Bruder sieht.“

So fuhren die Zwei in's Zuchthaus, der Doctor aber zu seiner Frau. „Altes Herz,“ sagte er, „du hast Recht gehabt, daß du mir angerathen, das Wäglein zu nehmen, denn sonst wäre ich meinen Gaul los, und hätte die Zwei nicht in's Zuchthaus kutschiren können.“

Item: Es ist gut, wenn einer den Kopf und die Hand auf dem rechten Flecke hat, und auf seine Frau hört, notabene, wenn sie eine gescheidte Frau ist.“

Zum Dritten: Weil wir gerade an den Frauen und zwar an den gescheidten sind, will der Verfasser gleich in diesem Capitel fortfahren. War zu Biberach ein neuer Bürgermeister gewählt worden im Jahre 18 . . Das Wählen war nicht gerade das Angenehmste bei der Sache, denn Wahl macht Dual, und manchmal setzt es noch tödtliche Feindschaft ab, wenn der Gebatter nicht gewählt worden ist, und zudem liegt Wählen und Wühlen nahe bei einander und sind schier Geschwister Kind. Aber damals war's in dem Städtchen noch nicht so Mode, man wählte ohne Ansehen der Person den bravsten Mann in der Gemeinde. Das Beste kam aber zuletzt, und auf das freuten sich die Rathsverwandten

am meisten, nämlich auf das Essen beim Löwenwirth, und auch auf seinen Wein, den er extra vom Ueberrhein geholt hatte. Der neue Bürgermeister wurde mit Reden begrüßt, und der Herr Rathschreiber oder Adjunkt hatte sich eine feine Rede einstudirt und sie sich von seiner Frau überhören lassen, ob er sie auch richtig könne, und war während des Essens noch einmal mit seinem Papier abseits gegangen an einen stillen Ort, um sich selbst noch einmal zu überhören. Als er wieder zurückkam, schoß er los, und Alle meinten, so gut habe er es noch nicht hingebracht. — Darob stieg ihm aber der Hochmuth in den Kopf, und der Wein des Löwenwirths, den er im Magen hatte, sagte zu dem Hochmuth: „Halt Bruder! nimm mich auch mit, wir wollen miteinander gehen, denn zu Zweit geht sich's besser.“ Also wandelten die Zwei miteinander hinauf in's Oberstüblein und guckten durch die gläsernen Augenscheiben heraus. Als es gegen Abend wurde, hob der Bürgermeister die Tafel auf, um so mehr, als sein Adjunkt von einer Rede in die andere fiel, denn, dachte er: „Hast du's einmal mit Glück probirt, wird dir's noch einmal gelingen.“ Aber seine Frau hatte ihn nicht überhört, und so kam's, daß er manchmal in seiner Rede die Hausthür nicht mehr fand, wo's hinaus ging. Darum dachte der Bürgermeister, es ist am Besten, man hört auf, wenn man nichts mehr zu sagen hat. So trennte man sich, aber die Rathsverwandten wollten nur nach Hause gehen und den engen Rock ablegen, und ihre

großen Pfeifen holen, und sich dann noch Abends im weißen Kößlein zur Nachkur treffen. War's den Rathsverwandten recht, war's dem Adjunkten doppelt recht, denn er trug ein enges Fräcklein, das ihm der Schneider schon gleich in seiner Jugend verpfuscht hatte und ihn nach allen Seiten hin beengte.

Also ging er nach Hause, sein Fräcklein abzulegen und seine Pfeife zu holen. Daheim empfing ihn die Frau Adjunktin, die bald die beiden Gefellen im Oberstüblein ihres Herrn sitzen sah; aber sie empfing ihn nicht mit harter Rede, sondern lobte ihn, daß er so früh schon, wie's einer Amtsperson gebühre, nach Hause komme, und kein böß Exempel den Leuten gäbe. Sie half ihm mit freundlichen Worten aus dem engen Frackgefängniß heraus. Als er ihr aber erzählte, daß es im Kößlein heute Abend noch fröhliche Gesellschaft gäbe, dachte sie: hast du einmal das Fräcklein weg, wird das Andere schon nachkommen. Als er so in Hemdsärmeln stand, sagte sie zu ihm: „Willst Du nicht unser Süpplein mitessen, 's ist heute Abend Deine Leibsuppe, und der Wein schmeckt besser, wenn Du was Warmes im Leibe hast, und erhitzt Dich nicht so.“ „Ja Mutter,“ sagte er, „Du hast Recht.“ Aber als er sich setzen wollte, sagte sie: „wollen wir nicht lieber die Weste auch ausziehen, 's ist ja die seidene Sonntagsweste, es möchte leicht ein Flecken drauf kommen?“

„Du hast wieder Recht, Mutter, 's wär schad drum, sie hat neu drei Thaler preußisch gekostet,“ entgegnete er.

Sie holte ihm sein Hauskamsjol, und als er so dasitz, sagt die Frau: „Was meinst Du, Vater, willst Du nicht Deine Stiefel ausziehen? Sie sind neu und drücken Dich auf Deine Hühneraugen, und um in's weiße Rößlein zu gehen, thun's die alten Schlappen auch, und Du bist bequemer drin.“

Also half sie ihm die engen Stiefel ausziehen, und es wurde dem Adjunkten selber ganz leicht zu Muthe. Sie holte ihm aus der Kammer die Schlappen, und rückte die Uhr um drei Stunden vor und kam wieder, um drei Stunden älter. Als der Adjunkt die Suppe gegessen, nickte er so ein Bißchen ein, weil er den Nachmittagschlaf über seinen Reden eingebüßt hatte, und schlief ganz fest und war eben wieder an einer neuen Rede, in der er stecken blieb, und über der Angst wachte er auf. „Mutter“, sagte er, „poß tausend, die im weißen Rößlein warten am Ende, gib mir meine Stiefel und meine Pfeife, ich muß fort.“

Aber die Adjunktin sagte: „Lieber Mann, Du hast so gut geschlafen, drei Stündlein sind drüber hin, 's ist jetzt drei Viertel auf Zwölf, und der Rößleinswirth hat Feierabend gemacht.“

Da wurde der Adjunkt herzlich böse über sich selbst und seinen Schlaf, und konnte es gar nicht klein kriegen, daß er so lange geschlafen, und wie sehr ihn die Kollegen im weißen Rößlein vermißt haben würden. Aber es war zu spät, und so legte er sich in's Bett.

Als er aber am frühen Morgen so munter auf-

stand und die beiden Gesellen in seinem Kopf sich verabschiedet hatten, da ward's ihm klar, was zu seinem Besten geschehen war. Und er gab seiner Frau einen Kuß und machte ihr ein seidenes Halstuch zum Präsent. Denn sie wußte wohl, daß, wenn ihr Mann des Abends noch in's Kößlein gegangen, das Kößlein ihn in den Graben geworfen haben würde, denn er sprach dann mehr, als er verantworten konnte, und das ist für keinen Menschen, sonderlich für eine Amtsperson nicht gut.

Item: Der Adjunkt war sonst ein durchaus braver Mann und kein Saufaus, aber bei solchen Gelegenheiten kann leicht Einer um seinen Ruhm kommen, notabene, wenn er keine geschiedte Frau hat, die mit Sanftmuth und Liebe, und mit ein bischen Klugheit zu verfahren weiß, und den Kopf auf dem rechten Flecke hat.

Zum Vierten: Ist das Schulmeistern für den, dem's nicht von Herzen geht, und kein Schulmeister von Gottes Gnaden ist, keine leichte Sache. Denn es giebt mancherlei Verdruß mit thörichten Alten und thörichten Jungen, und nur hie und dort eine Freude. Aber dem Schulmeister von Zinkenbach war alle Jahre eine Freude beschieden in seinem sehr armen Dorfe. Um die Hasenzeit nämlich brachte alljährlich die männliche Schuljugend dem verehrten Lehrer einen ganzen Hasen, den sie als Treiblohn von der gnädigen Herrschaft empfangen hatten. Das war das einzige Geschenk im Jahre. Und Hasenbraten ist was Gutes, sonder-

lich wenn er ordentlich gebeizt ist und die Frau ihn nicht verkohlen läßt, und es kein all zu altes Thier ist. —

Aber das Geschenk glich dem berühmten Geschenk, das die Griechen den Trojanern machten, als sie ihnen einen großen hölzernen Gaul schenkten, der sein Stem hatte, nämlich verborgene Krieger, die des Nachts die Stadt überfielen. So hatte das Geschenk der Jugend auch seine schlimme Seite. Mußte nämlich der über den Hasen erfreute Schulmeister die männliche Schuljugend zu dem Hasen zum Abendessen einladen. Das arme Häslein aber verschwand unter den Zähnen der Eingebornen wie nichts, und der Schulmeister sah immer bedenklich auf das Geschenk und sagte mit den Jüngern: „Was ist das unter so Viele!“ So hatte er mehr Last davon, und verbrannte noch sein Holz, und erwischte mit seiner Frau kaum noch einen kleinen Hasenflügel, um solchen in den hohlen Zahn zu stecken. Er sann und sann, wie er es doch anfangen könnte, einmal mehr von dem Hasen zu kriegen. In Jahresfrist läßt sich viel zusammen-denken, und als wieder der Hasenmonat kam, hatte er es richtig herausgefunden, wie er's machen wollte.

Als nämlich die Jugend den Hasen brachte und dazu geladen wurde, und derselbe auf's schönste gebraten war, und der Dampf den Buben so wonnig wie noch nie in die Nase stieg, da erschien die Schulmeisterin, und brachte drei große Schüsseln mit Kartoffeln, hoch aufgethürmt wie der Himalaya. Und nach dem Tischgebet

sagte der Schulmeister: „So, ihr Buben, nun paßt auf! wer jetzt die meisten Kartoffeln isst, der kriegt auch vom Hasen am meisten.“ Das leuchtete den blonden Flachsköpfen ein, und sie aßen und aßen, jeder dem andern nachzählend, bis ihnen der Leib aufgeschwollen war, wie die große Trommel bei der türkischen Musik. Als keiner mehr im Stande war, noch etwas zu leisten, da sagte der Schulmeister: „Mutter, bring nun den Hasen herein. Wer will noch vom Hasen?“ frag er. Aber keiner konnte mehr. Da sagte der Schulmeister: „Eßet ihr keinen, esse ich auch keinen. Mutter, trag ihn wieder hinaus.“ Und die Mutter trug ihn wieder hinaus, und als die Gesellschaft fort war, da setzten sich die Zwei zu ihrem Hasen, und freuten sich, daß sie diesmal doch dazu gekommen wären.

Ob's das nächste Mal auch geholfen hat, weiß der Verfasser nicht. Aber wenn der geneigte Leser einmal einen Hasen geschenkt bekommt, dann muß er Acht haben, daß mit dem Geschenk keine solche Naturallast mit verbunden sei oder aber er muß sich zu helfen wissen, wie der Schulmeister zu Finkenbach.

Zum Fünften: Sitzt einmal eine Gesellschaft bei einander, Alte und Halbgewachsene. War auch Einer unter den letzteren, ein Herr von Osten, der das goldene Sprüchlein, das im Buche Sirach's steht, nicht beherzigte: „Ein Jüngling mag reden, einmal oder zweimal, so man ihn fragt, und wenn er redet, so soll er's kurz machen“ — sondern er sprach viel, und

fuhr den alten Herren mit seiner grünen Weisheit über den Mund.

So kamen sie von Ungefähr auf die Sündfluth und auf Noahs Arche zu sprechen. Da meinte der junge Herr: „das sei kurios, daß in einem solchen Kasten, der nur dreihundert preußische Ellen lang und fünfzig breit und dreißig hoch gewesen, so viele Thiere hinein gekommt hätten. Und nun noch gar das Futter für sie alle! Er sei auf Schulen gewesen und glaube so was nicht, und was dergleichen Reden mehr waren.

Die Gesellschaft hörte eine Weile zu, da erhob sich ein alter Herr, that einige Züge aus seiner Pfeife und sagte: „Junger Herr von Osten, ich will Euch was erzählen. Als Noah die Arche auf Gottes Befehl gebaut, da rief er die Thiere, Männlein und Fräulein: dem Kameel vom Süden: „Kameel, komm“ — und es kam und wanderte hinein, darnach dem Bär vom Norden: „Bär, komm,“ und ohne Brummen ging er hinein; und dem Tiger vom Westen: „Tiger, komm,“ und ohne Widerrede ging er hinein. Da rief er auch dem Esel von Osten, aus der Tartarei: „Esel komm,“ aber der Esel war stutzig und sagte: „das ist mir eine kuriose Sache mit diesem Kasten. Nur dreihundert preußische Ellen lang, und fünfzig breit und dreißig hoch — dazu all das Futter für uns Alle — ja, das Kameel, der Bär, der Tiger — das sind dumme Thiere, aber für unser Ginen, der stuidirt hat, ist das unglaublich. Da stand Noah auf (und der alte Herr auch), und ging hin zu dem Esel (und der

alte Herr zum Junker), und nahm ihn an seinem schönsten Ohr und zupfte ihn dreimal (und so that der alte Herr auch), und sagte: „Esel, raisonir' er nicht, sondern marschire er nur hinein.“

So kam's, daß alle Thiere Platz fanden, und die Esel sind nicht mit erschossen, sondern sie leben heute noch, und fressen Disteln.“

Darauf wurde der Junker still, und suchte bei einer passenden Gelegenheit sich auf französisch zu empfehlen.

Zuletzt: Saß der alte Pfarrer Flattich einmal an der Herzogstafel in Stuttgart im Schlosse. Da er aussah wie ein Bauersmann, so dachte sein Nebenmann, ein General, sich an dem Pfarrer zu reiben und sagte: „Herr Pfarrer, Ihr seid ein grundgelehrter Herr, und wisset gewiß mir Aufschluß zu geben. Wisset Ihr etwas ganz Gewisses, wie's mit dem Menschen nach dem Tode sein wird? Kein Pfarrer hat mir bis jetzt darüber Auskunft geben können, Ihr wäret der Erste, der was wüßte.“

„Freilich, freilich,“ sagte der alte Flattich zu der Excellenz, die neben ihm saß, „ich weiß was ganz Gewisses.“

„Ja, es muß aber ganz gewiß sein,“ sagte der General.

„Freilich, freilich, es ist ganz gewiß,“ entgegnete Flattich.

„Nun, dann sagen Sie es.“

Da schaute der Pfarrer seinen Tischgenossen gründ-

lich an, und sagte dann: „Glauben Eurer Excellenz, daß, wenn Sie todt sind, Sie dann in der and'ren Welt auch noch General sein werden?“

„Ha, nein, das versteht sich, das hört auf,“ sagte die Excellenz.

„Nun,“ sagte Flattich, „dann wissen Sie etwas ganz Gewisses über den Zustand nach dem Tode, nun besinnen Sie sich, was Sie dann sind, wenn Sie kein General mehr sind.“

Der General bekam den Husten, und wischte sich den Mund mehrmals ab. Der Herzog aber hatte ganz stille dem Gespräch zugehört und sagte dann zu dem General: „Habe ich es Euch nicht gesagt, Ihr sollt mit dem Pfarrer nichts anfangen, denn Ihr kommt zu kurz.“

Stem: ein Wort zu seiner Zeit geredet, ist wie ein goldener Apfel in silberner Schale, und ein gut Wort findet auch eine gute Statt, und kann einem Menschen auf den rechten Weg helfen.

So, nun hat der geneigte Leser allerlei Exempel von Leuten, die sich zu helfen gewußt haben, und mag sich auswählen, was er davon brauchen kann, und darf sie auch weiter erzählen.

## Die Vögtin aus dem Tobel.

Der Verfasser hat von Jugend an gern Geschichten gelesen, und vornehmlich solche, darin erzählt wird, wie einer in der Welt zu Ehren gekommen, von dem man's nicht geglaubt. Denn man sieht's dem Kindlein in der Wiege nicht an, was einmal aus ihm wird, so wenig wie der häßlichen Raupe, die am Boden kriecht und die Knospen frißt, daß sie einmal als schöner Schmetterling durch die Luft fliegt. Item: Es sitzt auch manches Bublein auf der Schulbank, und kriegt alle paar Tage die Hosens angemessen, nicht vom Schneider, sondern vom Herrn Schulmeister, und zwar dort, wo sie am breitsten sind, und bekommt das Wort mehr als einmal zu hören: „Hör, Zunge, aus Dir wird Dein Lebetage nichts!“ und doch wird später einmal aus ihm etwas Tüchtiges und geht ihm nicht anders, als wie dem Knaben Joseph, den seine Brüder in die Grube warfen, und der später ein Herr in Egyptenland wurde und in des Königs Leibwagen fuhr. Darum man auch

kein Kind verachten soll, dieweil man nicht weiß, was aus ihm wird. Das passirt nun den Knaben manchmal, darum man auch den jungen Soldaten sagt, daß jeder in seiner Patrontasche den Feldmarschallstab trage und noch ein Moltke werden könne, wenn er sich ordentlich dran halte; aber bei den Mägdlein kommt das etwas seltener vor, denn sie sind nicht so verwegen und dreist, wie die Knaben. Aber vorgekommen ist's doch schon, daß ein armes Mägdlein eines Königs Braut geworden und braucht der geneigte Leser nur an die Geschichte vom Aschenbrödel zu denken oder an die Agnes Bernauerin — oder an das Hirtenmädchen vom Sanct Peter im Schwarzwald, deren Geschichte ich ihm erzählen will.

Ob's zwar immer gut thut, wenn Einer aus dem Staub hinaufgehoben wird und seine Barfüßigkeit gegen goldene Pantoffeln eintauscht, will der Verfasser nicht behaupten, denn er denkt daran, daß die hohen Bäume im Wald vom Sturm mehr geschüttelt werden, als die kleinen Sträucher, und daß der Blitz sich namentlich die hohen Häuser aussucht, wenn er einschlagen will. So etwas davon wird der geneigte Leser auch in dieser Geschichte finden und ist das so ein Pülverlein gegen die liebe Hoffart. —

\*

\*

\*

Wer etwa um's Jahr 1775 zu Sanct Peter im badischen Schwarzwald gewesen wäre, um dort Tannenuft zu athmen und Forellen zu speisen, der hätte es nicht bloß um hundert Procent billiger gefunden, als

heutzutage, sondern würde auch auf den Bergen, mitten im Steingerölle sitzend, ein junges Mädchen gefunden haben, das die Ziegen, oder wie man's dort nennt, die Geisen, hütete. Das war das Töchterlein des blutarmen Klosterknechts, der auf den Klosterwiesen gratis wohnte und dafür das Klein-Vieh zu hüten hatte bei den geistlichen Herren. Von Mitte April bis zum Ende October war das Kind draußen mit seinen Geisen, die am Halse große Glocken hatten, damit sie sich nicht verließen. Das Kind hatte seine liebe Noth mit den Vierfüßlern, die sich in keine Zucht und Ordnung fügen wollten und die Kreuz und Quer, über Stein und Fels stiegen und mit ihren langen Bärten dann von der Höhe herab auf das Kind schauten, das sie fangen wollte. Da mußte sie oft stundenlang einer einzigen Geis nachlaufen, die sich etwa verloren oder verstiegen, und wenn Eine fehlte am Abend, gab's Schläge. In die Schule kam sie nur im Winter, und da nur wenig. Denn die Schulmeister wußten dazumal selber nicht viel, und sind nicht so gelehrt gewesen, wie heutzutage und der Unterricht fiel oft aus. Wenn z. B. während der Schulstunde des Schulmeisters neugebornes Kindlein schrie im Nebenzimmer, so wurde ein Mägdelein abcommandirt zum wiegen helfen bei der Frau Schulmeisterin — oder wenn des Schulmeisters Tabacksdose bedenklich leicht wurde, da hieß es: „Buben, heut ist frei, da geht ihr hinüber in's Amtsstädtlein und holt mir für 15 Kreuzer Schnupftaback vom Besten.“ Und die Schulkinder

hatten gar nichts dagegen einzuwenden; und weinten auch nicht, wenn ihr geliebter Lehrer es einmal in den Hals bekam, daß er nicht sprechen konnte, oder das Zipperlein in den Fuß, daß er nicht gehen konnte, sondern gönnten ihm und sich die Ruhe und lernten dabei nichts.

So wuchs das Annemeile — (oder Anna Maria) auf wie ein wilder Rosenbusch mit Blüten und Dornen unter einander. Seelenfroh war sie, wenn der Bürgermeister ausschellen ließ, daß jetzt wieder das Vieh auf die Weide getrieben werde. Da holte sie ihren langen Geißenstecken hinter dem Ofen her und zog ihr Hirtenkleidchen an, das aus allerhand Flicken und Lappen bestand und trieb ihre Zöglinge den Berg hinauf.

Das Mägdelein gedieh draußen unter Regen und Sonnenschein und wuchs wie eine Schwarzwaldtanne heran und bekam trotz seiner bloßen Füße keinen Schnupfen und kein Zahnreißen, wie die Fräulein aus der Stadt. Von denen sah sie dann und wann welche kommen, die sich draußen in St. Peter erholen wollten. Die stiegen dann, wie ihre Geißen, auch in den Bergen umher und das Hirtenmädchen mußte ihnen erzählen bald von den Patres und bald von den Geißen, wie's eben kam. Und die Fräuleins aus der Stadt hätten gar zu gern mit dem Hirtenmädchel getauscht, vornämlich als sie hörten, daß man dabei nichts zu lernen brauche — aber das Hirtenmädchel hätte noch viel lieber mit den Stadtfräulein getauscht, denn ihre schönen Lederstiefel und ihr Schleier-

hut und Alles, was sie noch um und an sich hatten, stachen ihr in die Augen und das Lernen dünkte sie ein lustiges Ding zu sein. Nur einmal war sie bis jetzt aus ihrem stillen Orte gekommen, das war bei einer Wallfahrt, die sie in die Schweiz nach Maria Einsiedeln mitmachen durfte. Da vergaßte sie sich aber in den Städten an den hohen Häusern und gepuzten Leuten und sie bedurfte es wohl, daß die alte Klostermagd, die Ursula, die ihr vorgefetzt war, sie mit Rippenstößen zum Weitergehen und Singen aufmunterte. Etliche Bäuerinnen hatten dem Hirtenmädchen Geld mitgegeben, um dafür geweihte Bilder und Blumen zu kaufen; aber als sie in Constanz am Bodensee an einem Zuckerladen vorbeiging und hörte, daß da drin alles von Zucker sei, da war sie nicht zu halten. Denn sie hatte nur einmal ein Stück Zucker über die Lippen bekommen und gemeint, das könne man nur weit über'm Meere haben. Und nun war's so nah! So kaufte sie sich denn Zuckerzeug für das Geld. Aber als es in Maria Einsiedeln zum Beichten kam, da mußte es heraus und sie konnte nun doch eine Sünde beichten, daß sie das Geld „vergessen“ habe, denn sie konnte sich sonst keiner andern Sünde erinnern. Der Pater schenkte aber dem treuherzigen Kinde ein paar Bilder und geweihte Blumen, damit sie nicht als Diebin heimkam. Das war ihre erste Reise. Aber seit dieser Zeit, seit sie die Städte und die himmelvielen Menschen gesehen, da ward's ihr zu einsam bei den Weisen. Wohl trieb sie mit ihnen ihren Scherz und

zog ihnen dann und wann ihr Häubchen über den Kopf, daß die Thiere meinten, es sei Nacht, und sich schlafen legten, wohl sang sie noch ihre alten, selbstgemachten Lieder — aber Ruhe war keine mehr dabei. Wenn eine Gesellschaft aus der Stadt heraufkam nach St. Peter, da bat sie, sie möchten sie doch mitnehmen nach der Stadt, wo die hohen Häuser und die vielen Menschen wären. Aber die Stadtleute hüteten sich, die Waldblume zu versehen, denn das thue selten gut.

Aber einmal gelang es doch. Eine vornehme Herrschaft kam heraufgefahren, um Sommerfrische im Kloster zu halten; die Kinder gingen hinaus auf den Berg und erzählten von einem Hirtenmädchen, das wunderschöne Geschichten wußte, stundenlang hätten sie noch zuhören können. Dabei sei sie sauber und schlank und hätte Zöpfe bis auf die Erde herunter. Da wollte denn auch einmal die gnädige Herrschaft das Wunderkind sehen, ließ die Kinder vorangehen und versteckte sich dann im Gebüsch, daß sie sie belauschen konnte. Das Hirtenmädchel hatte just seinen guten Tag und schwazte wie eine Elster, sagte Gedichte her, die sie selbst erfunden und sang mit heller Stimme so schmetternd in die Luft wie eine Lerche. Den Kindern hatte sie Kränze gemacht aus Tannenreis und Farnkrautschürzen, sie selbst saß mit ihren langen aufgelösten Haaren unter den Kindern, wie eine Waldnixe. Die Herrschaft stahl sich still wieder weg, hinunter zum Kloster und erkundigte sich beim Prior von wegen des Mädchens. Der

war damit einverstanden, dem Vater den Vorschlag zu machen, sie der Herrschaft mitzugeben. Als der Bauernknecht davon hörte, was seiner Tochter begegnen sollte und die Herrschaft ihm gleich zehn blanke Gulden Haftgeld anbot, da dachte er: „So viel Geld hast du noch nie bei einander gesehen und kriegst's auch nicht mehr zu sehen,“ und schlug ein. Das Annemeile sollte als Kindermädchen zur gnädigen Herrschaft nach Freiburg im Breisgau und sollte gut gehalten werden, wie ein eigen Kind.

Als sie des Abends zu Hause kam mit ihren Geisen, da nahm ihr der Vater den Stecken ab und hieß sie auf die Bank sitzen und erzählte ihr Alles, und daß ihr Wunsch erfüllt werden sollte.

Da sprang das Mädchen auf und machte einen Satz so hoch, wie ihre Geisen — aber plötzlich hielt sie inne und schaute traurig auf den Vater und sagte: „Aber Vater, wer hütet Euch denn die Geisen und wer bleibt bei Euch? Mutter haben wir keine mehr, und wer kocht Euch zu Morgens die Supp', und Abends den Brei?“

Da schaute der Klosterknecht treuherzig drein und sagte: „Kind, gräm' dich nicht, für mich ist auch gesorgt, denn der hochwürdige Herr hat gesagt, sie wollten mich zum Meßbub machen, weil ich doch schon alt wäre und den Geisen nicht mehr nachspringen könnte. Und dann, Annemeile, weißt: 's dauert doch nicht mehr lang mit mir. Seit die Mutter fort

ist, ist auch das Leben fort und Freud' hab' ich wenig mehr. Ich komm' als dann und wann herunter nach der Stadt und bring' dir ein'n Käse oder sonst was. D'rum tröst' Dich, Du kriegst's ja gut bei der Herrschaft." — So redeten die zwei mit einander, und des Nachts schlief das Ammelein wenig, und bald zog sie's nach der Stadt, und bald zum Vater und zu den Geissen, bis sie endlich über'm Weinen einschlief, wie ein Kind.

Die Herrschaft wollte in wenigen Tagen aufbrechen und ließ darum die Grethe, die Klosterschneiderin kommen, die das Hirtenmädlein rangiren sollte. Die wusch sie denn zuerst mit Bürsten so blank, als ob sie ein Zinnteller wäre, so daß das Mädlein oft aufschrie. Aber die alte Schneiderin verfuhr mit ihr wie ein Doctor, der einmal am Schneiden ist und denkt, „auf ein paar Stiche mehr kommt's auch nicht an“ und sich um's Schreien nicht kümmert. „Das ist in der Stadt so, das muß Alles blank sein, inwendig und auswendig. Du bist vom Wald her und das möchten Dir die Leute anmerken.“ Fast wäre dem Mädlein über dieser Cur eine Reue angekommen, daß sie in die Stadt gewollt, denn sie meinte, das Wischen Schmutz schade auch nicht. Dann nahm die Grethe den Kamm, kämmt das schöne Haar, aber hart bis auf den Boden, daß das Mädlein laut aufschrie. „Das ist alles von wegen der Stadt, lieb's Kind, denn dort haben sie falsche Haare und altherhand Ding's drauf. Aber selbst gewachsen hält bes-

jer, aber sauber muß sein.“ Dann legte sie ihr die neuen Kleider an, einen hochrothen Rock und ein goldgesticktes Mieder und Strümpfe, wie der frischgefallene Schnee bis an die Kniee hinauf und eine grünseidene Schürze und enge Schuhe, daß sie kaum mit dem Schuhlöffel hinein kam. Als sie fertig war, drehte sie die Kloster Schneiderin bald rechts und bald links, und das Hirtenmädchen mußte nach allen Windrichtungen hingucken und wußte sich in dem engen Rock nicht zu drehen, und es war ihr nicht anders, als wenn sie ein Hals-eisen um den Leib hätte. Endlich führte sie sie vor den Spiegel und sah sie an, als wollte sie sagen: „Gelt aber!“ So wurde sie der Herrschaft vorgeführt, die das Hirtenmädchen kaum mehr erkannten und selbst der Vater zupfte sie am rothen Rock und den blendend weißen Hemdärmeln, um sich zu überzeugen, ob das wirklich seine Annemeile sei.

Endlich kam der Abschied, und der war doch noch schwer. Denn man meint manchmal, man sei ganz los, wie ein wackliger Zahn im Munde; und doch thut's weh, wenn er heraus soll, denn da sieht man wohl, wie fest er sitzt. Aber der Postillon blies, das Hirtenmädchen küßte allen Patres ehrerbietig die Hand und dem Vater den Mund und kletterte wie eine ihrer Ziegen mit einem Satz hinauf auf den Block zum Postillon. Bald lagen die Berge hinter ihr, und ihre Geiseln, die sie alle noch geküßt hatte; es ging der Stadt zu. Dort an einem hohen Haus, dem alten sickingi-

ſchen Palaſte, hielt der Wagen. Die Kinder riefen: „Annemeile! das iſt unſer Haus!“ Da ſah man ſie denn alle Tage als Kindswärterin in ihrer ſchwarzwälder Tracht umherſteigen, mit dem hochrothen Unterrock und den langen Böpſen. Auf der Straße blieben die Leute ſtehn und ſchauten ihr nach, denn ſie erinnerten ſich kaum eines ſo ſchönen Mädchens. Bis dahin hatte ſie nichts davon gewußt, daß ſie ſchön ſei, und das iſt immer das Schönſte an der Schönheit, und die Leute thun Einem den ſchlechteſten Dienſt damit, wenn ſie's Einem ſo in's Geſicht ſagen. Die anderen Mädchen am Brunnen lachten und ſicherten über ſie und nannten ſie, weil ſie ſo ſtolz daher käme: „Die Böggin aus dem Tobel.“ Da brach ſie in Thränen aus und erzählte alles haarklein ihrer Herrſchaft und frug, „ob denn alle Leute ſo böſe wären in der Stadt.“

Die gnädige Frau tröſtete ſie und ſagte, daß das der Neid und die Eiferſucht ſei, und das Mädchen fragte ſie treuherzig, was denn das ſei, davon habe ſie in Sanct Peter nichts gehört, ob das böſe Geiſter am Ende ſeien, die in der Stadt wären. — Darüber kam die gnädige Frau in Schwulſt und ſchickte das Mädchen hinaus, das Kind zu hüten. Aber das Hirtenmädchen ſann Tag und Nacht darüber nach, was das wohl ſein könne, aber ſie kriegte es nicht heraus. Nur kam dann und wann einmal es über ſie, daß ſie laut weinte und wieder heimkehren wollte. Sie hätte ge-

meint, in der Stadt seien lauter gute Menschen, die doch so schöne Kleider hätten.

Da begegnete ihr aber eines Tages etwas Sonderbares. Als sie aus dem Hause kam mit dem Kinde der Herrschaft, kam ein älterer Herr, den sie im Nachbarhause gegenüber hatte schon oft am Fenster stehen sehen und frug sie liebevoll, wo sie denn her wäre. Da gab sie ihm frischweg Antwort, so ohne Arg und voll Scherz, daß über die Züge des „einsichtigen Herrn“, wie sie ihn nannte, ein Strahl der Freude flog. Er unterhielt sich lange mit ihr, sie erzählte von ihrem Leben im Walde, von den Klosterherren und den Geisen und war höchst vergnügt, daß Jemand ihr einmal zuhörte.

„Kannst Du denn auch lesen, mein Kind?“ frug der Herr.

Da schlug sie hell auf in Lachen und sagte: „Ja, das kann der Herr Schulmeister arg gut, der hat so ein Ding, worin viele schwarze Dinger sind, da hat er draus vorgelesen, aber unser Eins kann das nicht.“

Da wurde der Herr ernst und frug: „Möchtest Du es denn nicht lernen, mein Kind.“

„Freilich, freilich!“ sagte sie, „warum nicht, wenn's nur lustig ist.“

Wenige Tage darauf sah man um die Mittagstunde einen Herrn die Straße herwandeln im lichtbraunen Tuchrock mit Goldknöpfen, feiner Halskrause, seidnen Strümpfen und Schnallenschuhen und am

sicking'schen Palais die Klingel ziehen. Jedermann grüßte ihn ehrerbietig und sah ihm nach und zerbrach sich den Kopf, was der wohl in dem Palais vorhabe.

Nach einer Stunde trat er wieder heraus und schlug den Heimweg ein. Auf seinem freien, schönen Gesicht lag ein Sonnenstrahl der Freude, wie er über ein Angeficht und Herz scheint, das etwas Gutes gethan. Es war derselbe, der mit dem Mädchen gesprochen hatte. Aber noch mehr rissen die Leute die Fenster und die Augen auf, als am folgenden Tage zur Mittagstunde „Die Böggin aus dem Tobel“, das Hirtenmädchen, im hochrothen Rock und goldenen Nieder, mit Büchern unter dem Arm zu dem „einsichtigen Herrn“ herauf stieg.

Der Mensch ist überall gleich, ob er in Freiburg im Breisgau, oder in Bremen, oder in Stockholm bei den Schweden lebt; Jeder bekümmert sich mehr um den Andern, als um sich selber, und neugierig sind sie Alle, und vornemlich das Weibervolk und am Mundwerk fehlt's auch nirgends. —

Endlich kam's an den Tag, daß das Mädchen in den Unterricht gehe bei dem gelehrten Herrn Doctor, und zwar ganz umsonst. Sie achtete auf die Spottreden nicht weiter; aber spät in der Nacht, wenn sie die Kinder der Herrschaft zu Bette gebracht, brannte sie ihre zusammengelesenen Lichtstümpfchen an und saß und malte Buchstaben wie Kirschentiele, und brauchte oft eine ganze Seite, um ein paar Worte zu schreiben. Aber nach und nach ging's

besser, und die Buchstaben sahen nicht mehr aus wie ihre Geißböcke, die sie einst geweidet in Sanct Peter. Mit dem Lesen ging's noch schneller. Lebhaft und mit Sinn und Verstand faßte sie auf, was der gelehrte Herr ihr beibrachte, der sich über seine weibliche Studentin viel mehr freute, als über seine männlichen. Denn die schwänzten oft das Collegium, damit der Herr Professor seine Weisheit nicht auf einmal loswürde und rauchten Taback in ihrer Schule, daß es dem engbrüstigen Herrn manchmal ganz schwarz vor den Augen wurde. Aber sie kam regelmäßig, brachte, wie's die Zeit gab, bald eine Rose, bald eine Nelke, oder frischen Ziegenkäse und Honig ihrem Lehrer. Dem kam das Mägdlein nicht anders vor, als ein unbefäeter Garten, in dem jede Blume aufgeht. Die Bibel, Geschichte, die Dichter, alles konnte er mit ihr lesen, und das kluge Bauernkind fand manches heraus, was kein Stadtkind gefunden hätte, und machte so witzige Bemerkungen über die alten Römer und Griechen, daß der Herr Doctor seine blauen Wunder sah. Sie trieb alle die Namen der Helden und Dichter vor sich her, wie sie einst ihre Geißen mit dem Stecken hergetrieben, und wenn einer einmal sich verstieng und verloren hatte in ihrem Kopse, und ein Römer unter die Engländer durch Zufall gerathen war, da holte sie ihn wieder des Nachts in ihrem Kopse zurecht.

Da begab sich's, daß die alte Haushälterin des Doctors das Zeitliche segnete und dazu noch ihr Zeit-

liches dem Hirtenmädchen vermachte, die ihrem guten Herrn das Leben so fröhlich machte. Als sie ihr Ende nahe fühlte, rief sie das Hirtenmädchen zu sich und sagte ihm:

„Annemeile — verlaß den Herrn nicht, wenn ich sterbe! So und so will er den Caffee und den Thee haben, und die dicken Pfannkuchen mußt Du nicht anbrennen lassen. Bleib' bei ihm, wenn's die Herrschaft erlaubt. Denn er ist ein braver Mann.“

Und die alte Base befahl ihre Seele Gott dem Herrn, und das Hirtenmädchel ging mit dem Rosmarin-zweig hinter dem Sarge drein, sammt ihrem Herrn. Und wieder sah man den Letzteren die Straße heraufgehen nach dem Palais zu, und fröhlich wieder umkehren. Bald darauf wurde eine große Kiste, mit Blumen und Herzen bemalt, in Tannenholz massiv gearbeitet, herübergebracht zu dem Herrn Professor, und hinter drein schritt das Hirtenmädchen. Sie war die Haushälterin geworden; die Herrschaft wollte ihrem Glücke nicht im Wege stehen und ließ sie ziehen.

Aber nicht lange Zeit darnach da verwunderten sich die Leute zu Freiburg im Breisgau noch viel mehr. Denn in der Kirche wurde zum ersten Male aufgeboten: „Der hochgelahrte, wohlgeborene Herr Doctor und Professor . . . mit der Anna Maria Müller aus St. Peter.“ Das gab Stoff zur Unterhaltung und bald darauf wurden sie getraut.

Freilich ging's nicht so leicht ab, als es sich hier

liest. Der alte Klosterknecht hatte zwar nichts gegen den vornehmen Schwiegerjohn einzuwenden, miewohl er öfter den Kopf schüttelte und meinte, der Herr müsse sich geirrt haben — aber die Verwandten von des Doctors Seite waren von dieser Parthie nicht ergötzt und hatten allerhand einzuwenden gegen das Hirtenmädchen. Sie glaubten, es sei für ihre Familie eine Schande, wenn so Eins darunter sitze, dem man den Geisenstecken noch anmerke, und als Familienwappen eine Geiß habe, die auf den Berg steigt. Aber gute Freunde halfen vermitteln, und Einer schrieb etliche Briefe an die Verwandten, worin er das Hirtenmädchel herausstrich, ihren hellen, lichten Geist, ihre Ordnungsliebe und Sparsamkeit, und wie's der Herr Doctor nur ihr zu verdanken habe, daß er seine Gulden und Thaler noch beieinander habe. Denn die gelehrten Herren können wohl das Geld einnehmen, aber zumeist nicht bei sich behalten und werden rechts und links über die Ohren gehauen, und kostet für sie das Groschenbrod drei Silbergroschen und sie merken's nicht, sondern sagen höchstens: „Das ist auch nicht gerade wohlfeil.“ So gaben sich denn die Verwandten zufrieden und dachten: „'s ist halt ein Gelehrter, und die sind immer etwas verkehrt und nicht wie andere Leute.“ Auf der Hochzeitsreise, die in einer bekränzten Kutsche nach dem Unterlande gemacht wurde, trafen die Verwandten mit dem jungen Paare zusammen. Das Hirtenmädchel aber hatte in einer Stunde aller Herzen gewonnen mit

ihrem fröhlichen Sinn und gescheuten Antworten, und hatten nichts mehr gegen ihr Familienwappen einzuwenden.

So lebten die Zwei vergnügt und fröhlich. In allen Gesellschaften hatte man die Doctorin gern, denn sie benahm sich so fein und wohlanständig, als ob sie von jeher dazu gehört hätte; aber an schnellen Wit, an Verstand und Bildung übertraf sie noch manche adelige Dame, denn sie hatte auch, wie Hans Benedix lobesam, mehr von ihrer Mutter geerbt, als die vornehmen Damen in ihren Schulen. Nicht Jeder, der viel gelernt hat, ist darum auch schon gescheut. Ihr Glück aber wurde gekrönt durch die Geburt eines Sohnes, den der Doctor trotz seiner Gelehrsamkeit wiegen half und für den er den Brei im Nothfall bereitete. — Der Professor und Doctor war zugleich ein Dichter, und konnte mehr, als bloß Verse machen.

Noch ist uns aus den ersten Tagen seines jungen Glückes ein Gedicht aufbewahrt, worin er fröhlich singt:

Dem Schwarzwald bin und bleib ich gut!  
 Einst kam von ihm herunter  
 Mit einem weißen Wälberhut  
 Ein Mädchen, frisch und munter.  
 Rothwangig, kunkelös, ohne Arg,  
 Das nichts als Lieb' im Herzen barg.  
 Wohl war es eines Blickes werth,  
 Ich fragte: „Willst Du weilen  
 In unserm Thal, an meinem Heerd?  
 Sollst Alles mit mir theilen.“  
 Wir wußten nicht wie uns geschah,  
 Das Wälbermädchen sagte: „Ja!“

In kurzem war es meine Braut,  
 Mein Weibchen d'rauf, und brachte,  
 Als wir sein Nestchen ihm gebaut,  
 Ein Knäblein mir, das lachte  
 Mich freundlich an auf ihrem Schooß,  
 Und sprang umher und wurde groß.

Mein Bestes ist seit jener Zeit  
 Das Weibchen und der Knabe,  
 Nichts mangelt mir, denn mich erfreut  
 Das Kleinste, das ich habe.  
 Ein Sonnenblick in mein Gemach —  
 Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.

So sang der Doktor — und wenn er einen seiner Sänge fertig hatte, las er ihn seiner Doctorin vor und frug, ob's auch so recht wäre. Denn sie merkte bald heraus, wo's fehlte, und hatte ein richtig Urtheil. Hat doch das Frauenvolk so feine Fühlhörner, wie ein Schmetterling, notabene: wenn's überhaupt fein ist.

Das ging nun Alles bei dem jungen Ehepaar ganz gut, dieweil der Sonnenschein im Hause war. Aber nach Jahren da kam so ein wunderbares Lüftlein, das strich so kalt durch's Haus. — Der Herr Doctor war viel älter, denn seine Frau, und hätte ihr Vater sein können. Nun wurde er, wie man im Alter wird, so etwas griesgrämig, und wenn sie ihn aufheitern wollte mit ihren Scherzen, so nahm er's übel, und was ihm früher Freude gemacht, das störte ihn und war ihm lästig. Das that ihr wehe, und die Geduld verlor sie auch bald und weinte sich in ihrer Puzstube

die Augen roth, dieweil sie's gar nicht mehr recht machen könne. Sie wäre noch gern hinaus in die Welt, unter Menschen, und ihr Mann wurde immer menschenfeuer. Ist man aber in der Ehe einen Fingerbreit auseinander, so geht's wie bei 'nem Haus, das einen Riß bekommt. Der wird immer größer, Wind und Regen kommen durch, von oben drückt die Last, von unten wankt's — und wenn's nicht bei Zeiten geheilt wird, da geht das Häuslein auseinander. So war's auch da. Die Zwei verstanden sich nicht mehr, sie wollte nicht alt sein, und das Leben mit dem einsamen Manne theilen, er merkte doch, wo es seiner Frau fehle und daß das Greisenmädel noch in ihr stecke, das jetzt mehr als je heraus kam. So kam's denn, daß sie Beide jedes seinen Weg gingen. Wo man einander eben nicht um Gottes willen lieb hat, da wird die Liebe alt und welk, wie ein Blumenstrauß, der eine Weile wohl im Wasser noch fortblüht, aber weil er keine Wurzel hat, doch zu Grunde geht. — Darum suchten die Beiden doppelt sich an ihr Kind zu halten. Sie hatten nur dies einzige. So ein einziges Kind ist aber ein Schreckenskind, und ist gerade, wie wenn man nur ein Auge hat. Verlischt das, so wird's eben finster. Wohl wuchs das Kind zum Jüngling heran, flüchtete bald zu Vater und bald zur Mutter, und wußte oft nicht, mit wem er's halten sollte, und hörte die Klagen des Vaters und sah die Thränen der Mutter, die so gern wieder hinauf nach Sanct Peter gegangen wäre. Denn je äl-

ter man wird, desto mehr steigt die Jugend herauf und das Herz wirft einen goldenen Sonnenstrahl d'rüber und alles dünkt Einem so traurig, gegen den schönen Lebensmorgen. Der Jüngling hatte von beiden Eltern das Erbtheil bekommen, nicht Geld, aber Wit und Verstand. Aber seine Jugendkraft vertrauerte er, in seinem Herzen nagte der Kummer über die Eltern — und in der Blüthe seiner Jahre, als Student, faßte ihn der Tod, der kein Kirchenbuch aufschlägt und fragt, wie alt die Leute sind, sondern das Buch des Lebens zuschlägt. Da standen denn die beiden Eheleute und begruben ihr Liebstez, und begossen das Grab mit ihren Thränen.

Der alte Doctor überlebte den Tod seines Kindes nicht lange. Sein Leben war mit dem Sohne schon gestorben, so brach auch er zusammen, und als der Frühling wieder in's Land kam, da trug man auch ihn hinaus und begrub ihn neben den Sohn. —

Nun war's völlig einsam um die Wittve her. Die früheren Freunde waren zum Theil gestorben, oder zogen sich zurück und ließen sie allein, da sie keinen Mann mehr hatte. So eine Wittve ist wie ein Häuslein ohne Dach, dahinein es regnet und schneit, wie's kommt, namentlich, wenn man den Wittwenvater im Himmel nicht kennt. So war ihr Einziges, an das sie sich hielt, ihre Gräber auf dem Kirchhof, da saß sie stundenlang und dachte der alten Zeit. Aber auf den Gräbern wachsen wohl Blumen, aber kein Trost. Der

fällt von oben her auf den, der auf dem Grabe sitzt, aber von unten herauf, von den Todten kommt er nicht.

Oft saß sie in tiefer Mitternacht auf den Gräbern, und gab dadurch Gelegenheit, den Leuten die Mäuler aufzureißen. Sie selbst wurde auch älter und irrer; ihre Gedanken gingen nach der Zeit der Jugend und ihres Glückes, für alles Andere hatte sie kein Gedächtniß mehr. So redete sie mit den Leuten, die kamen, um die Wittve des berühmten Doctors und Dichters und sein Grab zu sehen, las ihnen von seinen Gedichten vor — alles klang, wie aus einer längstvergangenen Zeit, sie aber meinte, Jeder müßte ihn gekannt und gesehen haben. So spann sie sich immer tiefer in ihr eigenes Gedankenweb. Sie wurde launisch und gebrechlich, ein armes Kind aus Sanct Peter, aus ihrer Freundschaft, mußte bei ihr aushalten und hatte wenig gute Tage. —

Die Zeit eilte, die Zeitgenossen starben. Vier und siebenzig Jahre war sie geworden, das schöne Haar gebleicht, die muntern Augen starrten wirr und unstät hinaus, die rothen Wangen verwelkt und eingefallen. Wer sie in Freiburg dahin schlendern sah am altmodischen Regenschirm und das Bauernkind an der Hand, hätte nicht geahnt, daß sie einst die schönste Blume im Thale war. — So starb sie in diesem Jahrhundert, ungekannt und unbeweint.

Darum will der Verfasser es nicht allemal loben, wie er zu Anfang gesagt, wenn Einer hinauf kommt

im Leben. Denn Dornen wachsen auf der Höhe. Aber loben will er es, wenn Einer von der Erde in den Himmel hinauf kommt, und den armen Kittel der Sterblichkeit vertauscht mit dem Feierkleid himmlischer Herrlichkeit. Da ist er wahrhaftig über seinen Stand hinaus erhoben und doch in seinen wahren Stand gekommen.

---

## Etliches vom Reisen der Menschenkinder.

---

Wenn der berühmte Philosoph Erdmann in Halle, dem der Verfasser seine Philosophie verdankt, nicht schon sein treffliches Büchlein über „Reiselust und Lustreisen“ geschrieben hätte, so wäre er versucht gewesen, auch des Weiteren über dieses Thema zu schreiben. Denn es ist gar nicht zu sagen, was Einem alles auf Reisen begegnen kann von Geschick und Mißgeschick. Ihrer Vielen passirt freilich gar nichts; sie kommen nur mit gelichtetem Geldbeutel und einem verklebten und verschundenen Koffer nach Hause. Sie selbst gleichen auf's Haar ihrem Koffer; denn sie sind wie eine Waare durch die Welt gereist, von einem Bahnhof zum andern spedirt, und die Hotels haben ihnen die Marken in den Geldbeutel hinein verkleistert zum fröhlichen Angedenken. Mit der Menschheit sind sie wenig in Berührung gekommen, außer mit Kellnern und Oberkellnern, die Servietten unter dem Arm und die be-

kannte, sauber gehaltene Allee am Hinterkopf. — Aber Andere erleben immer was, wenn sie kaum den Fuß in den Wartesaal gesetzt haben oder in's Coupé steigen oder im Gasthof ankommen oder in einem Badeorte sich im strengsten Incognito aufhalten. Und wenn sie nach Hause kommen, so ist freilich ihr Geldbeutel auch leichter, aber der Herzbeutel dafür voller, es haben sich Fäden angesponnen, die nicht so leicht reißen und sich weiter spinnen. Denn unter allem Interessanten ist eben doch das Menschenherz mit seinem Leben das Interessanteste. Deswegen die hohen Alpenhäupter und Gletscher, Gießbäche und Auen doch in allen Ehren, aber ohne Menschen ist's eben doch ein todtes Ding. Es ist köstlich, durch einen Engpaß wandern, in welchem die hohen Felsen sich zusammenschieben, als gäb's keinen Ausweg mehr — und dann plötzlich zu sehen, wie die Luft sich weitet und der schmale Pfad, der am Abgrund hoch hingeführt, zum Wege wird; und doch ist's noch köstlicher, in ein Menschenleben zu schauen, das sich durch manchen Engpaß durchgewunden, hart am Abgrund vorbei, dessen Weg sich aber gelichtet und auf dessen Wegweiser in Gold die Worte stehen:

Weg' hast Du allerwegen,  
An Mitteln fehlt's Dir nicht,  
Dein Thun ist lauter Segen,  
Dein Gang ist lauter Licht!

Den härtesten Felsen kann man am Ende mit Pulver oder Dynamit sprengen, und einen Weg durch den-

selben bahnen — aber 's gibt Felsen und Abgründe im Leben, die sprengt und überbrückt keine Menschenhand. Item: Da hineinschauen, ist auch was werth.

Zum andern ist's erquicklich, wenn man sieht, wie auf Reisen einer dem Andern einen Engelsdienst thut, wie weiland Raphael, der Erzengel, dem jungen Tobias, oder wie der barmherzige Samariter dem armen Reisenden zu Jericho that. Wohl dem, der ein solcher barmherziger Samariter ist, und wohler noch dem, der Einen findet! Denn es kann Einem auf Reisen auch leicht etwas zustoßen von allerhand Elend und man hat just nicht alle Krütlein und Salben und seinen geheimen Medizinalrath bei der Hand, der sofort das richtige Tränklein verschreibt. Aber solch ein Samariter kann man dann nicht dem Andern sein, wenn man auf Reisen am liebsten keinen Menschen sieht, oder sich bei einem Elend davonschafft und denkt: „Du hast Elend genug das ganze Jahr zu sehen, Du willst einmal auch Dein Leben genießen,“ oder so man das halbvolle Eisenbahncoupé zuschlägt, wenn eben ein herumirrender Reisender noch einsteigen will und ihm entgegenruft: „Alles besetzt hier!“ Denn man weiß nicht, wen man abweist, und ob's nicht vielleicht Einer ist, der einen goldenen Becher mit Liebe gefüllt im Sack trägt, wie weiland der reisende Benjamin unter seinen Brüdern.

Oder aber man trifft unvermuthet, wenn man das Herz nicht vorn herein hermetisch verschlossen hat, plöz-

lich nach langen Jahren einen alten Freund, den man längst aus den Augen verloren und schon gestorben gewähnt und 's ist ein Wiedersehen, da alte Tage jugendlich wieder heraufkommen.

Kurzum, es wäre verdienstlich, noch einen andern Bädcker zu schreiben, so ein Reisehandbuch für Leute, die noch etwas mehr sehen wollen, als große Hotel's und Café's, schöne Rundtouren und dergleichen; darin geschrieben stände, wie man mit wahren Nutzen in die Natur und in die Herzen und Wege der Menschenkinder hineinreist. Stößt man auch bisweilen bei Einem auf Eiszchrunden, so trifft man bei dem Andern eine grüne Aue und man kehrt wahrhaft erfrischt und gestärkt nach Hause. Denn das Wischen Roth und Braun auf den Wangen, was man sich mühsam erbadet oder erklettert hat, verblaßt doch gar zu schnell.

Dem Verfasser fallen nun allerhand Geschichten dabei ein, die er auf Reisen gehört und selbst auch erlebt.

Zu Kissingen, im bairischen Frankenlande, sprudelt ein heilkräftig Wässerlein für allerhand Bresthaftigkeiten, die im genauen Zusammenhang mit vielem Aerger und Verdruß oder allzu gutem Essen und Stubenhocken stehen. Da strömen denn die Menschenkinder hin und trinken ihren Ragoczi im Tagelohn, lassen sich auch im Essen die Zwangsjacke anlegen für etliche Wochen. Aber

es gibt dort noch so eine Parthie alter Herren, deren Magen wohl verpicht ist, und die auch noch neben dem Ragoezi vermeinen, etwas trinken zu können. Oder sind sie denn umsonst im gesegneten Baierland, wo Hopfen und Malz wie Unkraut wachsen und sollten sie die herrliche Gelegenheit verpassen, einmal einen kühlen Trunk bairisch Bier zu thun, während sie zu Hause lauter vergiftetes Zeug trinken müssen! Natürlich nur wenig, so ein Seidel oder höchstens zwei und ein Pfeiflein Barinas dazu — aber das wird sich schon mit dem besagten Ragoezi vertragen und wenn nicht, so geht's nach dem Sprüchlein:

„Iß, was Dir schmeckt,  
Und sieh' dafür aus, was recht ist.“

So dachten zwei Herren auch, die schon in den 70ern standen, im Jahre 1862, und sich des Morgens am Brunnen und des Abends bei ihrem Seidel an der Bierquelle trafen, die aus einem Felsenkeller frisch herausfloß. Die Beiden waren unzertrennlich. Sie hatten in ihrem Knopfloch die Bänder von 1813, der Eine ein bairisches, der Andere ein preußisches. Aber wie kamen die zwei Alten zusammen, der Eine mit der tiefen Schmarre im Gesicht und der Andere mit dem halblahmen Fuß? Eines Abends waren die Zwei zusammengetroffen, ohne einander zu kennen. Als der Baier den Orden von anno 13 im Knopfloch des Preußen sah, dachte er: „Das ist auch kein heuriger Hase mehr und ist wohl noch ein Kriegskamerad dazu.“

Du willst ihn einmal anzapfen und sehen, ob's Fäßlein läuft.“ Also rückt er langsam auf den Preußen zu und fängt mit ihm so ein Gespräch an. Mit den Gesprächen der Menschenkinder hat's aber was Besonderes auf sich. Sie fangen so klein an, vom allernächsten, und in einer Viertelstunde sind die Menschenkinder wer weiß wo, hinten in Indien oder bei einer Hochzeit oder an einem Grabe, im grauen Mittelalter oder in der roßigen Zukunft. Und wenn sie sich am Schluß besinnen, wie denn das Alles gekommen und wie die Fäßlein und Rädlein des Gesprächs geschnurrt sind, so weiß es keiner. — Ein Wort gab das andere und vom Ragoczi und dem Biere weg waren sie plötzlich in alten Tagen.

„Wir sind Kriegskameraden“, sagte der Baier, „wie ich sehe. Ich habe mein Verdienstkreuz außerdem noch im Gesicht, denn mir schlug's ein preußischer Jäger regelrecht hinein. Wir standen ja damals, leider Gottes, gegen einander.“

„Nun mir haben die Baiern auch nichts geschenkt und Einer von ihnen hat mich in den Fuß hineingeschossen, daß ich heutzutage noch ein Wetterzeichen dran habe.“

„In welcher Schlacht war's denn, Herr Kamerad?“ frug der Baier.

„In der Schlacht von Großbeeren, 's war ein heißer Tag für uns.“

„In der Großbeerener Schlacht! — was tausend,

da bin ich ja grad auch verwundet worden. Wir standen noch bei den Franzosen und uns trieben sie immer in's schlimmste Feuer. Ich schieß' mein Gewehr los, und da haut mir der Preuße über's Gesicht hinein."

"Und wie denn weiter?" frug verwundert der Preuße.

"Ja, das weiß ich fein nit. Ich bin halt z'sammengesunken und hab' nichts mehr von mir gewußt, bis ich in einem schönen herrschaftlichen Zimmer aufgewacht bin. Die gnädige Frau sitzt an meinem Bette und fragt mich, ob mir's besser geht."

"Ich sag': wo bin ich denn, ist die Schlacht vorüber?"

"Sie sind in Großbeeren," sagt die Frau. "Sie und mein Sohn, der auch am Fuß verwundet ist, lagen übereinander, Einer dem Andern in den Armen. Da hat man Sie auch miteinander hierher getragen."

"Und Sie blieben dann da etliche Zeit?"

"Freilich, drei Monate bin ich unter'm Dach von den Leuten g'wesen; der Sohn und ich sind oft zammeng'essen, denn denken's an, das war grad der'selbige, der mir über's G'sicht g'hauen hat, und dem ich in den Fuß g'schossen hab'."

"Haben Sie von den Leuten denn noch etwas im Leben gehört?"

"Freilich. Wie ich heimkommen bin, hab' ich gleich g'schrieben an den alten Herrn, wie's bei mir steht, und er hat mir wieder g'schrieben — aber dann bin

ich weit fortgekommen nach Niederbaiern und hab' die Spur verloren. Die Leut' werden halt g'storben sein, 's waren rechtschaffen brave Leut'."

Da stand der Preuße auf und reichte dem Kameraden die Hand und sagte: „Herr Kamerad, wißt Ihr die Stelle noch, wo Ihr den Preußen hingeschossen habt.“

„Freilich, freilich weiß ich, denn ich hab' ihn oft verbunden dran, und er mir meinen Schmarren im Gesicht. Unten im linken Waden, drei Finger breit über dem Knöchel, dort ist's g'wesen.“ —

Der Preuße lachte in seinen grauen Bart hinein und zog sein Bein Kleid und den Strumpf hinauf und sagte: „Schauen Sie mal her, ist's da vielleicht gewesen.“

Der Baiern schaute hin und ließ seine Pfeife fallen. „Jesus, Maria, Joseph“ rief er (denn den letztern nannte er nur bei besondern Gelegenheiten), „sind Sie's!“ und umarmte ihn herzlich. „Mein Lebensretter mit sammt Ihren braven seligen Eltern! Gott grüß Euch All! Nein, das ist mehr werth als der ganze Ragoczi — das muß ich gleich meiner Frau schreiben. Was mich döß g'freut, daß Sie noch leben!“

Dem Preußen ward's auch sonderbar um's Herz, so warm und lind, wie wenn im Wintermond das Eis von den Dachtrausen schmilzt. Er hielt lange die Hand des Kameraden in der seinen. Von da an waren sie unzertrennlich, hatten sie sich doch viel zu erzählen. Im Heimweg ging der Preuße mit dem Baiern, ihn

in seinem Hause zu besuchen und der Frau Gemalin es noch besonders abzubitten, daß er ihrem Gemal einen solchen Strich durch die Physiognomie gemacht. Dort sah er auch die Enkel des alten Kriegskameraden, und namentlich hatte er Gefallen an der Enkelin, einem schlankgewachsenen Mägdlein mit hellem, frohen Sinn, die sich zuthunlich mit ihm unterhielt. Als er sich verabschiedet, nahm er noch das Versprechen ab, daß der Kriegskamerad ihn auch besuche und doch sein Enkelstöchterlein mitbringe nach Preußen, damit er unterwegs eine Pflege habe. — Im Frühjahr klopf't denn auch an am Hause des Preußen und die zwei Baiern treten ein. Zusammen zog man auf das Schlachtfeld von Großbeeren und die Zwei fanden die Stelle noch ganz genau, wo sie einander in die Arme gefallen waren. Aber hinter den beiden Alten stehen zwei Junge, die sie begleitet hatten. Die hatten sich auch gegenseitig verwundet, nicht in's Gesicht und nicht in den Fuß, aber in's Herz hinein. Es war der Eine der jüngste Sohn des Preußen, der Resthocker und Spätling des Hauses — und der Andere die Enkeltochter des Baiern. Und als die zwei Alten gerührt an jener Stelle standen, wo sie als Feinde einander begegnet waren, da traten die Zwei beherzt vor und sagten: „Wolltet Ihr nicht an dieser Stelle unsern Bund segnen? Gott hat Euch zusammengeführt und uns auch!“ Da schauten die beiden Alten gar nicht so arg verwundert drein, denn jeder hatte den stillen Wunsch, es möchte

sich mit den Zweien so machen. Aber sie waren alt und gescheut genug, um zu wissen, daß man das nicht machen kann. So knieten denn die zwei jungen Leute auf dem früheren Schlachtfelde nieder und die beiden Alten legten segnend die Hände auf sie. — Als der Sommer kam, war die Hochzeit und statt nach Rissingen zu reisen, ging's nach Baiern. Und als sie fröhlich beisammen saßen und die wunderbare Gügung priesen, die ihre Kinder zusammengeführt, da sagten die Alten zu einander: „Das ist auch besser als Nagoczi und 's ist doch gut, wenn man nicht an einander vorbeiläuft im Bade und sich des Abends bei einem Seidel Bier den Rock und das Herz aufknöpft.“ — „Was i au glaub',“ würde der biedere Waldhornwirth zu Schönmünzach im württembergischen Schwarzwalde mitsammt dem Verfasser sagen.

Es ist ein Mißgeschick, das schon den berühmtesten Leuten passirt ist, daß sie den Eisenbahnzug verfehlt haben und es gibt seit der Entstehung der Eisenbahnen eine ganz neue Sorte von Träumen, nemlich von verfehlten Eisenbahnzügen. Früher war's anders mit dem Zuspätkommen, da half ein „Sechsbäzner“ über das Elend weg und der Condukteur trank, wenn er's vorher wußte, derweilen noch ein Schöppllein und der Postillon war's auch zufrieden, wenn er noch ein Extratrinkgeld bekam und ließ die Pferde um so schnell

ler laufen. Aber heutzutage hilft's nicht. Der Schaffner nimmt zwar immer gern noch ein Stücklein Silbergeld, aber halten lassen kann er doch nicht. Zumeist werden die Leute grimmig böse, wenn sie einen Zug verfehlen, aber mehr gegen andere Leute, als gegen sich selbst; gegen den verschlafenen Häus knecht, der sie nicht geweckt hat, oder gegen den Droschkentutscher mit seinem lahmen Gaul, oder gegen die Eisenbahn selbst. Dazu hat man heutzutage Alles auf Spitz und Kopf mit der Zeit berechnet: Ankunft 8 Uhr 10, Abfahrt am andern Bahnhof 8 Uhr 40 und so weiter, und wenn dann ein einziges Mädelin in der Maschine bricht, dann geht sie halt nicht mehr. Da brummt man denn, wenn man mit einem sogenannten „Bummelzug“ fahren soll, der immer noch hundertmal schneller fährt, als man vor Jahren im Gilwagen gefahren und meint, das Unglück sei gar nicht zu überstehen. Und doch, sagt der Verfasser, dem solches schon mehr denn einmal passiert ist, „wer weiß, wozu es gut ist.“ Vielleicht stößt gerade dem Zuge, mit dem man fahren wollte, etwas zu, und man wäre vielleicht um einen Arm oder Fuß oder gar um's Leben gekommen, wenn man mitgefahren wäre. Oder es ereignet sich sonst etwas, wodurch man getröstet wird. Kurzum, der Verfasser hat's sich abgewöhnt, es übelzunehmen, wenn der Zug schon fort ist, wie's Uebelnehmen überhaupt. Denn es gibt so viele Uebel in der Welt schon ohnehin, daß man nichts mehr zu nehmen braucht. Aber manchmal ist's schon ein

rechtes Glück gewesen, einen Zug verfehlt zu haben, und der Verfasser denkt an Einen, der einem solch verfehlten Zuge nächst Gott das Beste verdankt, was er besitzt.

Da fährt einmal ein würdiger, junger Pfarrherr in's Land hinein, zur Eisenbahn, zu der er ordentlich weit zu fahren hat. Er lebt abseits von der Eisenbahn in einem Walddörflein und ist noch ledig dazu. Die acht Tage Urlaub wollte er benutzen, um wieder ein Bischen die Welt besehen, soweit Zeit und Geld reichten. Aber war der Wagen nicht recht geschmiert, oder hatte der Schulmeister, dieweil seine Frau große Wäsche hatte und ihren Egeherrn noch brauchte beim Aufhängen derselben, die Uhr zurückgestellt, damit die Schule nicht allzufrüh anfinge — kurz als der Pfarrherr zur Eisenbahn kam, fauste gerade der Zug zur Station hinaus, ohne ihn zu fragen, ob er auch mitwolle. Das war verdrießlich; denn auf der kleinen Station hielten nur zwei Züge im Tage, der nächste ging erst nach sieben Stunden. Wäre der Herr nicht ein geistlicher Herr gewesen, für den es sich noch weniger als für andere Menschenkinder schickt, daß sie böse werden, so würde er seinen Ingrimme losgelassen haben. So aber behielt er ihn bei sich und ließ ihn langsam abkühlen und schaute ihm dabei ruhig zu. „Sieben Stunden bleibst du aber nicht in diesem Neste“, sagte er zu sich und besann sich, ob nicht in der Nähe ein bekannter Amtsbruder wohnte, bei dem man derweilen unterstehen

konnte, d. h. warten bis auf den nächsten Zug. Richtig, da fiel ihm ein, daß ein Stündlein bahnsseitwärts sich noch ein alter Studienfreund von seinem Vater her befände, der ihn schon längst eingeladen hatte, einmal zu kommen. Er läßt sein Bündlein auf der Bahn und wandert dem Orte zu. Der Ingrimme wurde immer stiller als er so in der Morgenkühle die Vögel pfeifen hörte, als wollten sie sagen: wir können's doch besser als die Locomotivpfeife; als die Saatenfelder im Morgenwinde wehten und so mancher fleißige Bauersmann ihn mit einem „Grüß Gott! auch schon so früh?“ begrüßte. Er kam im Pfarrhause an, als man just am großen Frühstückstisch saß. Der alte Pfarrer stand auf und reichte dem jungen die Hand und stellte ihm die Gesellschaft vor. Außer den eigenen Kindern waren noch zwei „Bäslein“ zum Besuche da, die der junge Pfarrer anfangs nicht beachtete, dieweil er mit dem alten Herrn gleich tief in's Gespräch über seinen seligen Vater kam. Nach der Morgenandacht mußte der Pfarrer hinauf in seine Studierstube und die Akten und Schreiben durchlesen, die vom Consistorium gekommen waren und er empfahl darum den Herrn Amtsbruder seiner Frau und den Töchtern. Die setzten sich zusammen in die Gartenlaube. Der junge Pfarrherr war, trotz der lebhaften Gespräche der Frau Pfarrerin, zerstreut, denn ihm ging immer der Gedanke im Kopfe herum, wo er doch das eine „Bäslein“ schon gesehen haben könnte. Sie war ihm schon einmal im Leben

begegnet vor etlichen Jahren und er hatte das liebliche Mädchen nicht genug anschauen können. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, denn sie hatte vor Kurzem auch ihre Mutter verloren und war nun ganz verwais't. Er hätte sie in einem Pfarrhause flüchtig getroffen und war darnach aber weit in die Welt hinausgeschleudert worden als gräflicher Hofmeister, aber das Bild des Mädchens hatte sich nicht verwischen können, obwohl er ihre Spur gänzlich verloren hatte. Nach seiner Rückkehr berief man ihn auf die einsame Waldpfarrei und er hauste dort seit etlichen Monaten. Wohl waren ihm schon in der kurzen Zeit die Gedanken gekommen, daß es auf die Länge der Zeit nicht so gehen könne, denn im Wirthshause essen war beschwerlich und so eine alte, gestandene Person und Pfarrmagd, die auf ein einsames Walddorf zu einem einsamen Pfarrer ginge, war auch nicht auf der Landstraße zu finden. Wohl kam ihm der Gedanke an jenes Waisenkind, doch dachte er, „die ist längst verheirathet oder verlobt.“ Und nun traf er sie — durch Zufall, wie die Leute so sagen — aufgeblüht zur Jungfrau und das brachte den gewiegten, ehemaligen gräflichen Hofmeister doch aus dem Sattel, während die Mädchen ganz unbefangen plauderten. Nachgerade aber kriegte er die Zügel wieder und erzählte lebhaft und anziehend von all dem Schönen, was er draußen in der Welt gesehen. Der alte Pfarrer kam auch sammt Pfeife herunter, das Mittagessen wurde aufgetragen und über all dem Reden piff in der Ferne der Zug.

„Das ist ja mein Zug,“ rief entsetzt der junge Pfarrherr.

„Freilich, der ist,“ entgegnete der Alte, „aber lassen Sie ihn fahren, 's fahren ohnehin schon Leute mit, Sie brauchen ja nicht mit dabei sein.“

„Also schon ein ganzer Tag von den sieben Tagen verloren,“ sagte sich der junge Pfarrherr, „aus Deiner Reise wird nichts.“

Des Nachmittags kamen zum Pfarrfranz noch mehrere Amtsbrüder mit ihren Familien und dem jungen Pfarrer ward's ganz wohl dabei. „Nur Du bist einsam da draußen auf dem Waldnest, und Niemand hilft Dir Dein Nest bauen,“ sagte er wieder zu sich.

Am Abend wurden die Familien noch durch den Wald ein Stück weit heim begleitet, und die jungen Leute gingen zusammen unter tiefen Gesprächen zurück.

Der junge Pfarrer hatte sich verabschiedet am Abend und wollte früh um 5 Uhr schon zur Station aufbrechen, um fortzufahren und bat, daß Niemand seinet halben aufstehe, er werde schon von selber aufwachen. Er schlief wenig, öffnete in der Mitternacht sein Fenster und schaute hinaus nach den wandelnden Sternen, und es kamen ihm allerhand Gedanken und Pläne; mit denen legte er sich halbangezogen auf's Bett. Aber die gesunde Jugend beehrte ihr Recht und als er erwachte — da war's heller Morgen und sein Zug schon längst weggebraust. Er getraute sich kaum herunter, denn für den Spott brauchte er nicht zu sorgen. Und doch war

ein großer Unterschied zwischen gestern und heute. Er brauchte nämlich gar keine Gewalt dazu, den Ingrimme zu bändigen über den verfehlten Zug, denn es war gar keiner vorhanden. Lachend trat er in die Stube und alle begrüßten ihn fröhlich. Er war allen in der kurzen Zeit so lieb geworden, daß sie es sehr bedauerten, ihn schon scheiden zu sehen. Einer aber von den Insassen war es in der Nacht gerade so gegangen wie dem jungen Pfarrherrn. Sie war auch aufgestanden und hatte nach dem Mond und den Sternen geschaut und so ihre eigenen Gedanken dabei gehabt: das war das Waisenbäslein. — Der Verfasser ist kein Freund von Liebesgeschichten und 's ist ihm schon öfters zum Vorwurf gemacht worden, daß er keine solche je erzählt habe. Aber er muß das Andern überlassen, die sowas besser schreiben können und ohnehin denkt er, ist's um die Liebe und ihre Geschichte ein apartes Ding. Gerade dann, wenn sie recht innig und zarter Art ist, dann verdirbt man oft mehr dran, wenn man sie ansäßt, wie einen Schmetterling, dem man eben leicht den Schmelz von den Flügeln wischt. Und sind die Geschichten nicht zart, dann braucht man sie nicht zu schreiben, denn es gibt grobes Zeug ohnedem schon genug in der Welt. Drum will er sich kurz fassen und sagen, daß das Ränzlein von der Eisenbahn geholt ward und nach sechs Tagen fuhr der junge Pfarrherr nicht in die weite Welt, sondern zu seinem alten Mütterlein, um mit ihr die Sache zu bereden und sie um einen

Segen zu bitten. Des Nachmittags kam der alte Pfarrherr mit seiner Frau und dem jungen Bäslein nach. Und als der junge guten Bescheid brachte, daß die alte Mutter das Mägdlein halten wolle als ihre eigene, liebe Tochter, da traten sie zu ihr und brachten ihr das Bräutlein.

Item: Sie sind vergnügt und leben wahrscheinlich noch Beide recht lange, und der Verfasser bittet sie um Vergebung, daß er ihre Hochzeitsgeschichte erzählt. Aber was thut man nicht, um den Leuten zu sagen, daß sie doch nicht so böse werden sollen, wenn sie einen Zug verfehlt! Hätte derselbige Pfarrherr den Zug nicht verfehlt, wer weiß, ob er überhaupt noch in den rechten Zug gekommen wäre. Denn gerade die, die sich am längsten besinnen, ob das die rechte sei, fallen oft gerade erst recht in's Wasser oder sie kommen gar nicht mehr dazu und denken wie jener Junggeselle, der sich aus dem Grunde nicht entscheiden konnte zu heirathen, „weil es eben doch so eine eigene Sache sei, immer eine solche fremde Person um sich herumlaufen zu haben.“ Deswegen, auch wenn man keine Braut mehr zu suchen hat und schon längst mit einander im Ehestande manch Scheffel Salz gegessen und manche Thräne geweint und Sorge getheilt, gilt's Allen: „Nicht böse, wenn Ihr den Zug verfehlt — wer weiß, wozu es gut ist.“ — „Was i au glaub',“ würde wiederum der Waldhornwirth zu Schönmünzach sagen.

Als Reisepaß gilt heute das Billet. Früher schalt man über die Paßquälereien und 's war ja wahr: die braven, rechtschaffenen Leute wurden behelligt, die Spitzbuben, auf die es abgesehen war, hatten ihren Paß in schönster Ordnung, oder sie wählten Wege, auf denen man ihnen den Paß nicht abforderte. Jetzt fordert man das Billet und alle paar Stationen reißt auf etlichen Bahnen der Schaffner auch des Nachts die Thüre auf: „Meine Herren, die Billets!“ da gibt's denn bei den halbverschlafenen Leuten ein Suchen, in der Hosentasche, der Westen- und Rocktasche, im Portemonnaie, in der Briestasche, am Güte, jeder hat sein Billet wo anders stecken. Aber wenn man's nur findet! Mancher hat's zu gut aufgehoben und 's ist absolut nicht zu kriegen. Die Verlegenheit steigt, und immer heftiger fährt der Unglückliche in seinen Taschen herum, aus einer in die andere; die Mitreisenden helfen rathen, das macht den Mann noch confuser — endlich sagt er mit matter Stimme: „Ich hab's verloren.“ — So ging's Einem auf einer Reise im Bai-rischen. Der Mann mußte die ganze Strecke bezahlen, die der Zug gefahren war. Als er schmerzlich unter allgemeinem Bedauern Abschied nahm, schrieb sich schnell noch ein Mitreisender seine Adresse auf, im Falle sich je das Billet fände, um ihm den Betrag zuzustellen. — Die Reisenden durchsuchten nochmals das Coupé — da fand sich das Billet hinten eingeklemmt in die Rissen. Der Reisende kam des folgenden Tags zur

Hauptstation und reclamirte; nach langem Hin und Her wurde das Billet zurückbezahlt. Denn nehmen thun die Leute alle gern, aber nicht herausgeben. Er schrieb voll Freude an den Herrn und sandte ihm das Geld zurück. Der war über den Sieg der guten Sache auch hocherfreut und dankte dem völlig fremden Mann für seine Mühe. Es war nur ein geringer Dienst, aber 's war doch ein Dienst, denn der Mann hatte Lausereien und versäumte seine Zeit.

Jahre vergingen. Da wird ein gelähmter Mann nach Töplitz in Böhmen von der Eisenbahn in die Stadt hereingefahren, ein Bild des Jammers. Niemand ist bei ihm; in Jahresfrist hatte er sein Weib und seine beiden einzigen Kinder verloren, das Leid hatte ihn niedergeworfen und ein Schlagfluß ihn gelähmt. So ward er denn am zweiten Tage von einem Lohndiener herausgefahren in den schönen Kurgarten, mitten unter die Menschen hinein, die der Bademusik zuhörten. Jeder hatte mehr oder minder einen Freund, oder Weib und Kind, das ihn begleitete, nur er war allein. Ueber die blassen Züge flog das Leid und er fühlte sich doppelt einsam. Da blieb ein Herr in geringer Entfernung vor ihm stehen und schaute ihn lange an. Der Kranke fühlte den Blick, wie man denn das so fühlen kann, wenn Einen jemand lange und scharf ansieht. Er schlug die Augen nach ihm auf. Der fremde Herr kam auf ihn zu und sagte: „Entschuldigen Sie, wenn ich vielleicht mich irre, aber sind Sie nicht der Herr — der

mir einst so freundlich das Billet wieder zurückerstattete?“ Da tauchte auch in dem blassen Kranken die Erinnerung auf und er antwortete: „Ja, der bin ich.“ Was Sie nun miteinander verhandelt, mag sich der geneigte Leser denken. Aber wer Tags darauf und die folgenden Wochen in Töplitz war, der sah wie ein vornehm gekleideter Herr einen Kranken täglich in's Bad fuhr, ihm dort hineinhalf, und aus- und anzog, als wäre es sein nächster Blutsverwandter. Und das Bad schlug an und nach fünf Wochen konnte der Lahme schon am Arme des Freundes gehen. Der brachte ihn noch nach Hause. Ihn hatte nicht bloß das Bad, sondern die Liebe zugleich gesund gemacht. Das Alles hatte er einer kleinen Mühe zu danken, ein verlorenes Eisenbahnbillet einzukassiren. Die Mühe hat ihm reiche Zinsen getragen. Item: Die Firma „Liebe und Comp.“ ist alt und solide, und wer dort sein Capital anlegt, braucht für die Zinsen nicht zu sorgen. Die Leute könnten sich manches Kopfbrechen ersparen und sorgenvolle Nächte dazu, wenn sie den richtigen feuer- und diebs sichern Eisenschrank kennen, der auf das Wörtlein „Liebe“ gestellt ist und aufspringt, wenn man den Schlüssel hineinsteckt. Und den kann man mitnehmen, selbst in das Coupé hinein und genirt keinen Mitreisenden.

Freilich kann Einem unterwegs auch mancherlei passiren, das gerade nicht zum angenehmsten gehört.

Denn man kann sich die Gesellschaft nicht aussuchen, sondern es heißt „Einsteigen“ und vorwärts machen. Da sitzt denn Einer oder der Andere mit im Eisenbahnwagen, der sich, wenn auch nicht, wie einst ein Oesterreicher meinte: „statt in den Viehwagen einzusteigen, sich in zweite Klasse verloren hat,“ aber der gewiß zu den Menschen vierter Klasse gehört, wiewohl er vielleicht einen eleganten Ueberzieher anhat.

Der Verfasser denkt an Einen, der neben ihm saß auf der Fahrt nach Halle, und unterwegs seine Weisheit auszukramen begann. Er verbreitete sich über Gehirns-Substanz und phosphorhaltige Nahrungsmittel und schloß zuletzt:

„Ja, sehen Sie, meine Herren, wissen Sie, man befindet sich eigentlich immer auf der Eisenbahn in der größten Lebensgefahr.“

„Freilich,“ entgegnete ich ihm, „besonders auf etlichen Bahnen, die Ihnen nicht unbekannt sind.“

„Nein, so meine ich es nicht,“ entgegnete der Flanellreisende (denn das war er), „sondern so: Sehen Sie, wenn der Mensch zehn Stunden geistig gearbeitet hat, dann ist der Phosphor rein alle und der Mensch weiß nicht mehr, was er spricht und thut. Wenn nun ein Locomotivführer länger als zehn Stunden die Locomotive führt, dann ist er unzurechnungsfähig, denn der Phosphor ist fort, und er kann möglicherweise den Zug über die Schienen jagen.“

„Ach so,“ sagte ich, „um Vergebung, Sie haben wohl heute schon zwölf Stunden gearbeitet?“

„Wie so?“ frug der Flanellreisende.

„Nun ich denke, bei Ihnen ist der Phosphor schon seit zwei Stunden alle, sonst könnten Sie solches Zeug nicht behaupten!“

„Sie sind wohl ein Prediger,“ entgegnete er und spitzte das „e“ im Prediger etwas scharf zu.

„Habe die Ehre,“ sagte ich.

Vor auf sich der Flanellreisende an's Ende des Coupé's begab, um die reizende Landschaft bei Bitterfeld von der linken Seite bis Halle anzuschauen, was ein ebenso großes Vergnügen gewährt, als wenn man sie von der rechten Seite aus ansieht.

---

Der Verfasser könnte noch lange fortfahren und erzählen, was andern Leuten und ihm begegnet ist. Er will aber nur so viel noch sagen. Alles Irdische ist nur ein Gleichniß und Abbild eines Höheren und Besseren und darunter gehört auch das Reisen und der Aufenthalt am fernen, fremden Orte. 's ist nur ein Bild des Lebens überhaupt. Ein Kommen und Gehen, ein Einziehen und Ausziehen, wie in einem großen Gasthause. Einer macht dem Andern Platz, und hat seine bestimmte Zeit, da ist das Logis schon wieder für einen Andern bestellt. Und ob er auch noch sehr gern bliebe, er muß eben fort. — Wie sind aber oft die

Leute so bescheiden in ihren Ansprüchen; z. B. in einem Badeorte! Wie Mancher wird da hinauflogirt in den vierten Stock und hat ein Stüblein, das mehr einem Spazennest ähnlich sieht, als einem Zimmer. Und doch läßt er sich's gefallen, denn er denkt: „'s dauert nur drei Wochen und dann ist's vorbei.“ Oder er liegt dort auf einem Bette, gegen das der harte Stein, auf dem Jacob der Erzvater, die Nacht durch schlief, ein weiches Pfühl genannt werden kann. Aber er läßt sich's gefallen, denn er denkt: „In drei Wochen liegst Du auf Deiner Sprungfedernmatratze daheim, was willst Du hier viel reclamiren und Geschrei machen.“ Wenn Einer so sehr über die landesbräuchliche schlechte Kost räsonnirt, weil's alle Tage Kalbsbraten, nur in immer veränderter Gestalt giebt, so dient ihm vielleicht ein Anderer und macht ihm begreiflich, daß man z. E. in einer schönen Alpengegend nicht um des Essens willen da sei und das Essen überhaupt nur eine Nebenrolle hier spiele. Summa: man muß sich in der Fremde manches gefallen lassen, weil man's in der Heimath weit besser antrifft. Aber man erträgt's — weil man eben in der Fremde ist und die Heimath als Trost hat. Aber sollte sich's der Mensch nicht auch sagen in seinem Leben bei so manchen kleinen Widerwärtigkeiten, bei manchen Grobheiten und schlechten Wohnungen: Was macht's denn auch!

Es wird nicht lang mehr währen,  
 So ziehen wir hinaus.  
 Es wird nicht lang mehr währen:  
 Wir sind gar bald zu Haus!

Zum Andern denkt der Verfasser daran, wie man beim Reisen sich am besten befindet, wenn man möglichst wenig Gepäck hat und er beneidet die Engländer gar nicht, die so sechs bis acht Archen Noahs von Koffern mitschleppen. Denn 's wandert sich böse damit; der Mensch ist ein elender Slave seines Koffers, muß auf ihn warten und er macht ihm allerhand Mühsal. Ich denke an den Philander von Sittewald, dessen Reisevers im Bäderer steht:

Wer reisen will,  
 Der schweig fein still,  
 Nehm' wenig mit,  
 Halt' gleichen Schritt —

und für die große Lebensreise an den seligen Tersteegen:

Wer will, der trag' sich todt,  
 Wir leben abgethieden,  
 Mit Wenigem zufrieden,  
 Und brauchen's nur zur Noth!

Dem mitnehmen kann man aus dem Gasthose auch nichts, keinen silbernen Löffel noch Kopfkissen, sondern muß alles da lassen. Nimmt man aber dennoch was mit, so ist der Hanfreiter nicht ferne und der Steckbrief geht dem Malefizanten nach. Es ist nicht anders in der Welt: was die Leute dalassen, das kann man wohl beim Notar erfahren, aber es hat Einem noch Keiner gesagt, was die Leute mitgenommen haben in die andere Welt von ihrem Hab und Gut.

Zum Letzten habe ich schon manchmal gedacht:

Wie ist's doch eigen auf Reisen und in Bädern oder Sommerfrischen! da wohnen die Leute so ein paar Wochen zusammen und laufen so oft neben einander her und erst in den letzten Tagen öffnen sie einander das Herz. Aber eben da heißt's „abreisen!“ Da sagt denn Mancher: „Ach, wenn ich gewußt hätte, daß das solch ein „Prachtsmensch“ ist, mit dem hätte ich auch früher angebunden.“ Oder man sitzt im Coupé zusammen und fährt so langweilig ein paar Stationen mit einander, und redet entweder gar Nichts oder äußerliches Zeug. Und allmählig kommt man hinein, und sieht in dem Herzen des Andern die Erzstufen blinken, oder der Reisegefelle kennt Leute, die man auch lieb gewonnen, und eben im schönsten Austausch, da pfeift's und der Mann steigt aus. „Ja, wenn Du's gewußt hättest, daß es der wäre, hättest Du auch früher mit ihm schon angefangen.“ Item: Man soll die Zeit ausnützen auf Reisen, dieweil man so kurz beieinander ist. Aber nur auf Reisen? nicht auch zu Haus? Soll man sich erst am Ende des Lebens mit den Seinen verstehen, und da erst das Herz gegen einander aufthun, wenn's schon zum letzten Zug läutet? Oder soll man erst nach dem Tode, wie so Viele, sagen und trauern: „Ach wenn wir's gewußt, daß der so schnell schon am Ziel ist, wir hätten ihm auch mehr Liebe erwiesen, 's war doch eine köstliche Menschenseele?“

Der Verfasser meint, das könnte man Alles im Leben schon haben, wenn man nur einmal das Leben

als eine Reise ansehen wollte und die Erde nicht durchaus für eine Heimath. Das macht schließlich den Hauptunterschied unter den Menschenkindern aus, und giebt ihrem ganzen Thun und Sein eigentlich den Ausschlag.—

Es war in einem Eisenbahnwartejaal. Da kam ein alter Bauersmann mit langem, weißen Haar und einem großen Filzhute, einem sogenannten Nebelspalter, auf dem Kopf auf einen Herrn zu, der mit ihm allein im Wartejaal war.

„Um Vergebung,“ fragte der Bauersmann, „wo kommen Sie her?“

„Ich frage nicht die Leute, wo sie her sind,“ entgegnete der Andere, „’s ist mir viel interessanter zu wissen, wo sie hin wollen?“

Da merkte der Bauersmann etwas von einem Silberglöcklein läuten, das an den Stationen auf einer andern Eisenbahn hängt, als die man über die Erde hinbaut und sagte: „Ich? ich will nach dem himmlischen Jerusalem.“

„Da will ich auch hin,“ sagte der Reisegehilfe, „da haben wir einen Weg mit einander. Sehen Sie, wo die Leut’ her sind, das wissen wir: von der Erde sind sie alle, da ist kein Unterschied. Aber wo sie hinwollen, das ist der Hauptunterschied.“

„Was i an glaub,“ würde wieder der Waldhornwirth zu Schönmünzach mitsammt dem Verfasser sagen. Allen Mitreisenden wünscht er aber eine glückliche Reise, eine stille, sanfte Abfahrt und eine fröhliche Ankunft am Ziel!

## Ein Ständchen.

Es war in den Tagen des Juli der 40er Jahre. Unsere Sommerfrischen brachten wir im stillen Lichtenthal neben dem lauten Baden-Baden zu. Hatte doch der Vater sich dort ein stilles Heim gebaut, am klaren Dösbach, ein Haus, das uns Alle fassen konnte. Hinaus auf die Berge, auf Iburg und Fremersberg, den Mummelsee und Ebersteinschloß, ging's in fröhlichen Schaaren. Denn außer uns waren noch die Freunde der Eltern mit ihren sieben Kindern da, Alle ein sanglustiges Volk. Wir bildeten just ein Doppelquartett mit gemischten Stimmen. Wir sangen auf den alten Burgen, die gepuzten Fremden kamen auf uns zu und lauschten unsern Liedern. Denn 's ist doch köstlich, wenn durch den schweigenden, rauschenden Wald ein fröhlich Lied zieht und es hinein- und hinausflingt:

O Thäler weit, o Höhen!  
O schöner, grüner Wald!  
Du meiner Lust und Wehen,  
Anbächt'ger Auenthalt!

Da draußen stets betrogen,  
 Saust die geschäft'ge Welt,  
 Schlag noch einmal die Bogen,  
 Um mich du grünes Zelt!

Hatte doch die alte Wirthin auf der Iburg Nichts von uns nehmen wollen für allen ihren Käse, Kartoffel und Milch, weil wir ihr „das Herz aus dem Leibe gesungen hätten,“ wie sie meinte.

Item: Gute Lieder sind gute Reisegefelln, und stärken den Muth beim Wandern und wehren manchem verkehrten Worte.

Eines Abends spät kamen wir einst wieder von den Bergen herunter durch die Stadt Baden. Da fiel uns ein, daß dort in der Straße, durch die wir jußt zogen, eine Freundin der Eltern zur Kur sei. Flugs dachten wir, da es schon neun Uhr vorbei war: hier wird ein Ständchen gebracht. Wir stellten uns denn in den langen Gang vor ihre Thüre und sangen:

Wenn im letzten Abendstrahl  
 Goldne Wolkenberge steigen,  
 Und wie Alpen sich erzeigen, —  
 Frag' ich oft mit Thränen:  
 Liegt wohl zwischen jenen  
 Mein ersehntes Ruhethal?

nach der herrlichen Composition Mendelssohns. — Wir schwiegen, Niemand regte sich. So sangen wir denn noch ein zweites Lied, das mit dem Verse schloß:

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke,  
 Will ich, ein Pilger froh bereit,  
 Betreten nur als eine Brücke,  
 Zu Dir, Herr, über'm Strom der Zeit!

Wir zogen still von dannen, denn wieder hatte sich Nichts gereg. Des folgenden Tages, am Abend, kam die Freundin zu den Eltern.

„Ihre Kinder,“ sagte sie, „haben mir gesungen, wie ich von der Wirthin hörte. Leider bin ich noch nicht zu Hause gewesen und habe den Gesang versäumt. Und doch ist das Ständchen zur rechten Zeit, an den rechten Mann gekommen. Zwei Zimmer von mir lag ein schwerkranker Greis, der seit Tagen schon mit dem Tode kämpfte. Ich hörte sein Stöhnen bis in meine Stube; keine Ruhe, kein Schlaf kam über ihn. Da sangen ihre Kinder. Plötzlich wurde er still, faltete die Hände über der Brust und sagte: „Hört Ihr's, die Engel singen! nun ist mein Ende da — ach, wie süß und schön — hört doch, hört doch! — Ja, ja, ich komme“ — und mit diesen Worten ist er still zur ewigen Ruhe eingeschlafen. Ich komme, um den Dank der Seinen zu bringen, für den Gesang, der dem Sterbenden das Geleite gegeben.“

So hatte denn unser Singen einem Andern gegolten. Aber es geht noch öfter so im Leben. Dem Einen wird's gesagt, und dem Andern gilt's. Es hat schon Mancher da und dort ein Wörtlein aufgeschnappt,

das jußt nicht für ihn gesagt war und doch auf ihn gerade paßte und ihm wohlgethan hat. Das Beste aber dabei ist immer das: wenn man's nicht weiß und ahnt, daß man dem Andern wohlgethan. So ging's uns mit unserm Ständchen.

